

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 82 (1904)

Artikel: Basel in den Meditationsjahren : 1807-1813 [zweiter Teil]
Autor: Buser, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Basel in den Mediationsjahren 1807—1813

Von Hans Buser.

— 82. Neujahrsblatt —

herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
1904.

Basel In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn vormals Reich-Detloff.

Inhalts-Anzeige der früheren Neujaarsblätter.

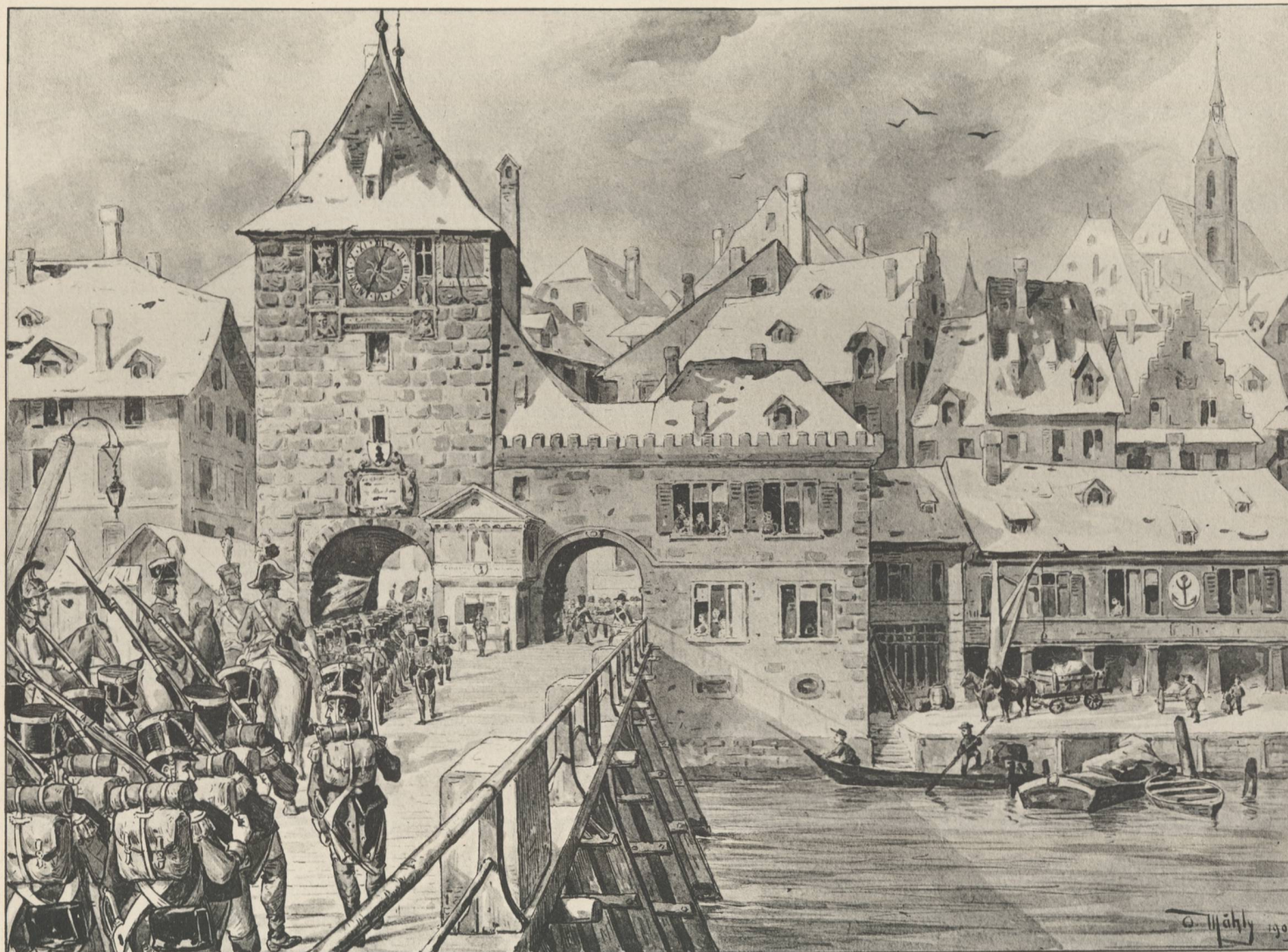
1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

* bedeutet vergriffen.

- I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
- II. 1822. (Burckhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Murracher.
- *III. 1823. (Ganhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
- *IV. 1824. (Hagenbach, R. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
- *V. 1825. (Hagenbach, R. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
- VI. 1826. (Hagenbach, R. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
- VII. 1827. (Hagenbach, R. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
- *VIII. 1828. (Hagenbach, R. R.) Scheif Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
- IX. 1829. (Hagenbach, R. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
- *X. 1830. (Hagenbach, R. R.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf dem westphälischen Frieden. 1646 und 1647.
- XI. 1831. (Hagenbach, R. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
- *XII. 1832. (Burckhardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
- XIII. 1835. (Burckhardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
- *XIV. 1836. (Burckhardt, A.) Das Leben Thomas Platers.
- XV. 1837. (Burckhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
- *XVI. 1838. (Burckhardt, A.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
- *XVII. 1839. (Burckhardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahre 1594.
- *XVIII. 1840. (Burckhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
- XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
- XX. 1842. (Burckhardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
- *XXI. 1843. (Bachernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
- XXII. 1844. Jubiläumsschrift: (Reber, W.) Die Schlacht von St. Jakob an der Aare.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

- *XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Murracher und die Römer, Augusta Murracorum und Basilia.
- *XXIV. 1846. (Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alamannen und ihre Befehrung zum Christenthum.
- XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
- XXVI. 1848. (Burckhardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
- XXVII. 1849. Jubiläumsschrift: (Burckhardt, Th.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf der westphälischen Friedensversammlung.
- *XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
- *XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
- *XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmähigen Erweiterung bis zum Erdbeben 1356.
- *XXXI. 1853. (Burckhardt, Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
- XXXII. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
- XXXIII. 1855. (Hagenbach, R. R.) Die Bettelorden in Basel.
- XXXIV. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
- *XXXV. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
- *XXXVI. 1858. (Bachernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
- XXXVII. 1859. (Vischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.



Lichtdruck H. Weyss, Alf. Dittschheim Nachf.

Einzug der Alliierten über die Rheinbrücke in Basel, 1813.

Basel in den Mediationsjahren

— 1807—1813. —

Von Hans Buser.

82. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

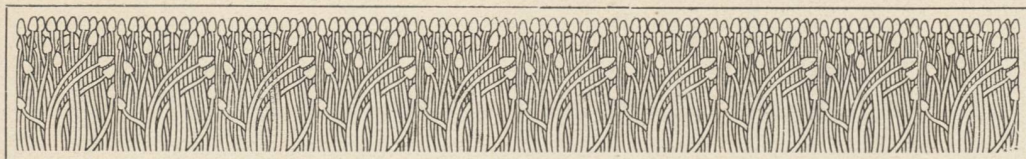
der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1904.

Basel.

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, vormals R. Reich.

Buchdruckerei Emil Birkhäuser, Basel.



Im letzten Neujahrsblatte wurde erzählt, wie es unserer Stadt in den vier ersten Jahren der Mediation ergangen ist und wie sie sich in die Formen der neuen Verfassung einlebte. Die Schilderung der Jahre 1803—1806 schloß mit der Frage, warum wohl Napoleon, in dessen Händen die freie Verfügung über das Schicksal unseres Landes lag, damals und auch in den folgenden Jahren trotz vieler Drohungen immer wieder zauderte, die Unabhängigkeit der Kantone endgültig zu vernichten und die Schweiz mit Frankreich zu vereinigen. Das Ende des selbständigen politischen Daseins schien 1806 auch ihr nahe zu stehen, als Alexander Berthier das Fürstentum Neuenburg erhielt und die batavische Republik in ein Königreich Holland verwandelt und Ludwig Bonaparte gegeben wurde, als die nördlichen Nachbarn der Schweiz zu dem unter Napoleons Protektorat stehenden Rheinbund zusammentraten und das alte deutsche Reich sich auflöste. Wenn Napoleon, auch als er auf der Höhe seiner Laufbahn stand, der Schweiz nicht den Untergang bereitete, so haben wir dies wahrscheinlich dem Umstande zu verdanken, daß ihre Staatsmänner jedem der kaiserlichen Wünsche mit jährlich wachsender Beflissenheit nachkamen. Immer schwerer lastete in den Jahren 1809—1812 auf unserm Lande die Gewaltthätigkeit des Kaisers, und immer tiefer wurde die Untertänigkeit der schweizerischen Behörden. Diese Fügsamkeit mochte es Napoleon unnötig erscheinen lassen, die Schweiz förmlich als einen Bestandteil Frankreichs zu erklären.

I. Die schwersten Jahre der napoleonischen Gewaltherrschaft.

a. Bis zur Grenzbesetzung von 1809.

Als die drückendsten Zeiten der Mediation gelten die Jahre 1809—1813. Diesen ging für die Schweiz eine kurze Zeit verhältnismäßiger Ruhe voraus. In den Jahren 1807 kämpfte Napoleon fern von den Grenzen unseres Landes im Osten Preußens und in Spanien; für den Augenblick also brauchte die Eidgenossenschaft keine Verletzung ihres Gebietes zu befürchten. Ungestört konnten die Kantone auf den seit 1803 betretenen Wegen weiter wandeln. Jeder derselben erfreute sich der wiedergewonnenen kantonalen Selbstherrlichkeit, soweit es die Abhängigkeit von Frankreich gestattete. Im Kanton Basel insbesondere herrschte vollkommene Ruhe. Unangefochten waltete die Regierung, an deren Spitze immer noch Jahr für Jahr die beiden betagten Bürgermeister Sarasin und Merian standen, ihres Amtes. Wenn es etwa auch einmal vorkam, daß ein Bürger, der mit den Rats Herrn nicht gerade zufrieden war, im Zorne sich äußerte, diese Regierung sei doch nur eine provisorische, so hatten solche Ausrufe nicht viel zu bedeuten. Wir dürfen uns nicht darüber verwundern, daß in einem Zeitalter, wo die Verfassungen so rasch ihre Formen änderten, mancher nicht recht glauben mochte, daß endlich einmal wieder eine Regierung Bestand haben sollte. Trotz solcher Zweifel regte sich im Laufe der Mediation kein ernsthafter Widerstand gegen die Verfassung. Um so mehr konnte man daran denken, durch stetige Arbeit die schlimmen Folgen der Revolutionsjahre vollends zu tilgen. In einzelnen Gemeinden des obern Baselbietes zeigten sich immer noch Spuren einer gewissen Verwilderung, und die ungeordneten Vermögensverhältnisse verschiedener Dörfer bereiteten den Statthaltern große Mühe. So mußte im Jahre 1808 die ganze Gemeinde Lauwil ausgekündet werden, da sie nicht mehr imstande war, ihre Schulden abzutragen. In den monatlichen Nachrichten schweizerischer Neuheiten hieß es damals, daß zur Revolutionszeit Freiheit und Gleichheit auch diesen meistens aus Posamentern bestehenden Dorfleuten den Kopf erhitze und die Lust zum Besuch der Trinkgelage bei ihnen vermehrt hätten. Als die folgenden Jahre schwere Kriegssteuern brachten, nahm die Gemeinde, anstatt die Lasten auf die einzelnen Bürger zu verteilen, immer wieder neue Anleihen auf. Durch liederliche Verwaltung geriet ihr Rechnungswesen schließlich derart in Verwirrung, daß die Regierung eingreifen mußte. Der gemeinsam mit solcher Unordnung hier und da noch herrschenden Verwilderung und Unwissenheit suchte man im Jahre 1808 mit einer neuen Schulordnung, von der später noch die Rede sein wird, zu steuern. Die Zeit war einem solchen Unternehmen günstig, da in den Jahren 1807 und 1808 die Kantonsregierungen durch eidgenössische Angelegenheiten nur mäßig in Anspruch genommen wurden. Auf der Tagesordnung standen die gewohnten

Geschäfte: die Werbung für den französischen Dienst und der Kampf gegen den Handel Englands, an dem die Schweiz auf Befehl Napoleons sich beteiligen mußte. Mit Unmut bemerkte der Kaiser, daß die 16,000 Mann, welche die Schweiz Frankreich in der Militärkapitulation von 1803 anzuwerben gestattet hatte, nur langsam zusammen kamen. Er ließ deshalb im Januar 1807 dem Landammann Reinhard von Zürich mitteilen, er beurteile den Eifer der Kantone nicht nach ihren schönen Worten, sondern nach der Zahl der Soldaten, die sie für Frankreich stellten. Gehorsam suchten die eidgenössischen Stände die Werbung zu beschleunigen, indem sie jedem Gemeindebeamten, der einen Rekruten lieferte, eine besondere Belohnung auszahlten. Die zweite Klage des Kaisers bezog sich auf den Handel mit englischen Waren. Die Tagsatzung hatte bekanntlich im Jahre 1806, unter dem Vorsitz von Landammann Merian, auf das dringende Verlangen Frankreichs beschlossen, daß die Einfuhr englischer Waren strenge verboten sein sollte. Nun wachte Napoleon argwöhnisch darüber, ob dem Beschluß auch Folge geleistet würde. Als die Schweiz günstigere Handelsbedingungen mit Italien und Frankreich zu erlangen suchte, hielt der französische Hof ihr entgegen, daß von den Kantonen und besonders von der Stadt Basel immer noch Schleichhandel nach Frankreich betrieben werde. In Basel war allerdings eine sehr verdächtige Geschichte zum Vorschein gekommen. Eines Tages untersuchten in Bourglivre französische Zollbeamte die Pariser Postkutsche, welche damals nicht durch das Basler Postamt, sondern von dem Storchwirt Landerer geführt wurde. Sie berichteten, daß sie in geheimen Behältern 77 Stück englischen Musselins gefunden hätten. Der Vorfall lenkte die Aufmerksamkeit Napoleons auf die rheinischen Departements. Er ließ eine Untersuchung anstellen, um die Handelshäuser zu entdecken, die sich mit Schmuggel beschäftigten. Wie die französische Gesandtschaft behauptete, ergaben sich überzeugende Beweise, daß etwa fünf Basler Häuser sich Konterbande durch das Elsaß zu Schulden kommen ließen und daß sie in Belfort eine eigentliche Niederlage verbotener Waren errichtet hätten. Auf eine Note des französischen Gesandten hin ließ der Landammann einen scharfen Tadel an die Basler ergehen. Wenn Schmuggel mit englischen Waren getrieben worden sei, so betrachte er dies als Vergehen gegen die Eidgenossenschaft, da der fortgesetzte Schleichhandel das Dasein der Schweiz gefährde. Der Kaufhauschreiber mußte in den Magazinen desjenigen, gegen den die schwerste Anklage vorlag, englischen Waren nachspüren, aber es kam dabei begreiflicherweise wenig heraus, da die Untersuchung erst mehrere Monate nach der Entdeckung des verbotenen Handels geführt wurde. Tatsache ist, daß von Basel aus der Schmuggel mit Hilfe der Landleute wohl organisiert wurde. In Binningen hauste eine ganze Bande, die sich mit diesem Gewerbe befaßte; denn von dort aus konnte sie über das Bruderholz das unter französischer Herrschaft stehende Bistum Basel auf kurzem Wege erreichen.

Basel war übrigens nicht der einzige Kanton, dem Schleichhandel vorgeworfen wurde; auch über den Kanton Tessin beklagte sich der Kaiser lebhaft, und wenn die

Vorwürfe wegen dieses Vergehens ausnahmsweise einmal verstummten, so beschwerte er sich, wie schon erwähnt wurde, zur Abwechslung über die Lässigkeit, mit der die Kantone die Anwerbung für den französischen Dienst betrieben. Den Schwierigkeiten, die sich aus diesen Verhältnissen ergaben, begegnete der Landammann des Jahres 1808, Rüttimann von Luzern, mit großem Geschick. Er hatte sich seinerzeit in die verschiedenen Verfassungen, welche die Schweiz im Laufe weniger Jahre erlebt hatte, mit großer Beweglichkeit gefunden, und nun erregte er die Bewunderung aller durch die glänzende Gewandtheit, mit welcher er die Abgeordneten der Kantone in Luzern empfing. Das Jahr 1808 ist ein besonders festliches gewesen. Fünfhundert Jahre waren nach damaliger Auffassung seit der Gründung der Eidgenossenschaft verflossen. Trotz der drückenden Abhängigkeit von Frankreich feierten vor allem die innern Kantone mit Reden, Bildern und Inschriften den Rütlichschwur und die Vertreibung der tyrannischen Bögte. Der Landammann versstieg sich an der Tagsatzung sogar zu der Behauptung, daß der Bund der Eidgenossen fester dastehe als je. Manches besorgte Gemüt mochte aber mitten in der Feststimmung befürchten, daß die Eidgenossenschaft jeden Augenblick ein Ende nehmen könnte. Da gereichte es zur allgemeinen Freude, als auch Napoleon in gnädiger Stimmung seine Wünsche zur Erinnerungsfeier darbrachte.

Als Gegenstück zu den erwähnten patriotischen Kundgebungen darf ein Vorgang nicht unerwähnt bleiben, der für die ganze Schweiz beschämend war. Freiburg geriet mit Bern wegen des Besitzes zweier Dörfer in Streit. Lange wurde in dieser Sache hin und her geredet. Zu den Männern, welche zwischen den beiden Kantonen vermitteln sollten, gehörte auch der Basler Bürgermeister Sarasin. Schließlich wurden die beiden Ortschaften Bern zugewiesen. Da vergaß sich der Rat von Freiburg im Borne so weit, daß er bei Napoleon gegen diesen Entscheid protestierte und ihn als Vermittler anrief. Der Kaiser ließ aber den Freiburgern bedeuten, daß der Fall zu wenig wichtig sei, als daß er sich hineinmischen möchte. Der widerliche Zank wurde übrigens in der Eidgenossenschaft ob wichtigeren Ereignissen bald vergessen. Es nahten sich wieder Zeiten, wo der Zwist im Innern verstummen mußte, damit man die an der Grenze drohende Gefahr abzuwenden vermochte.

b. Die Grenzverlegung bei Basel. Der Krieg von 1809.

Während Napoleon in einen langwierigen Krieg mit Spanien verwickelt war, begann sich die deutsche Nation aus der Mutlosigkeit, mit der sie bis jetzt das maßlose Umsichgreifen der französischen Uebermacht über sich hatte ergehen lassen, aufzuraffen. Preußen, das heißt König Friedrich Wilhelm III., zauderte allerdings noch; aber in Oestreich drängten Regierung, Armee und Volk gemeinsam zum Kriege. Es bereitete den Befreiungskampf vor in dem Augenblicke, da Napoleon im Südwesten Europas vollauf

beschäftigt war. Der Kaiser aber, von den Plänen seiner Feinde wohl unterrichtet, betrieb die Aushebung der militärpflichtigen Jahrgänge mit solcher Energie, daß er zum Kampfe gegen Östreich ein Heer von 200,000 Mann zusammenbrachte. Im Monat März des Jahres 1809 ließ er seine Armee in Süddeutschland bei Augsburg, Regensburg und Nürnberg aufmarschieren. Er hütete sich aber wohl, zuerst loszuschlagen, sondern wartete, bis Erzherzog Karl, der sich anschickte, den Inn zu überschreiten, im Namen Östreichs den Krieg erklärte. So konnte er als der Angegriffene dastehen. Der Erzherzog hatte vorher schon in einem Armeebefehl sein Heer mit stolzen Worten zum Kampfe angefeuert: „Die Freiheit Europas hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung.“ Auch in Basel las man dieses Schriftstück. Der Buchhändler Samuel Flicke hatte sich 150 Exemplare durch einen Breisgauer Fuhrmann verschafft und sie in unserer Stadt verkauft. Auf eine Beschwerde des Landammanns hin wurde er mit zwei Tagen Gewahrsam bestraft. In Zukunft durfte niemand mehr solche Schriften ausbreiten, denn das bloße Lesen von feindlichen Armeebefehlen konnte von Napoleon übel vermerkt werden. Dagegen beschloß der Rat, das Schreiben des französischen Gesandten, in welchem dieser die glänzenden, nach wenigen Wochen errungenen Siege des Kaisers und die Niederlage der Östreicher meldete, durch das Kantonsblatt bekannt zu machen, so daß Napoleon deutlich ersehen mußte, daß man sich von Staats wegen seiner Erfolge freute.

Die Einwohner Basels hatten diesmal selbst mitanzusehen müssen, wie die kaiserlichen Truppen in den Kampf zogen. Am 11. März 1809 erschien zur allgemeinen Bestürzung das 23. Jägerregiment zu Pferd vor dem St. Johantor. Der Regimentschef begab sich auf das Rathaus und bat um die Erlaubnis, mit seiner Truppe die Basler Rheinbrücke zu passieren. Er müsse, wie aus seinem vom Kriegsminister selbst herrührenden Marschbefehle hervorgehe, noch am gleichen Tage Müllheim erreichen. Eine andere Brücke sei nicht in der Nähe und in Hünningen mangle es an Pontons. Die Regierung hielt ihm entgegen, daß ein Durchmarsch französischer Truppen gegen die Neutralität des schweizerischen Bodens verstoße. Diese sei doch im Allianzvertrag von 1803 und im Frieden zu Preßburg anerkannt worden. Aber die dringenden Vorstellungen halfen nichts. Der Offizier wies beharrlich darauf hin, welche Verantwortlichkeit auf ihm laste, wenn das Regiment nicht zur vorgeschriebenen Zeit sein Ziel erreiche. Schließlich wurde ihm der Durchmarsch gestattet unter der Bedingung, daß die Truppe gute Mannszucht halte. Der Rat beeilte sich, dem Landammann d'Affry die fatale Geschichte mitzuteilen. Zwei Tage später schon erschien ein Sohn d'Affrys, begleitet von einem Obersten, mit der Antwort. Nachts 11 Uhr übergab er sie dem Amtsbürgermeister. Aus dem Schreiben sprach deutlich die Aufregung über das Geschehene. Das köstliche Gut der Neutralität, so hieß es, hat einen Stoß erlitten. Die Regierung hätte mehr Festigkeit zeigen, dem

Durchmarsch sich widersetzen und die Tore schließen sollen. Nur der Gewalt durfte sie nachgeben. Bürgermeister und Rat wiesen diese Vorwürfe zurück. Sie seien überzeugt, daß sie in ihrer gegenwärtigen Lage nicht anders handeln konnten. Wären die geschlossenen Tore gesprengt worden, so hätte dies für die Schweiz und besonders für Basel leicht von bösen Folgen sein können. Hätten hingegen die französischen Truppen einen andern Weg eingeschlagen und wäre durch Zeitversäumnis ein wichtiger Plan vereitelt worden, so hätte ebenfalls Basel den Zorn Napoleons büßen müssen. Sicherlich war es für Basel schwierig, das Richtige zu treffen und für den Landammann leicht, hinterdrein gute Ratschläge zu erteilen. Immerhin ist zu bedauern, daß die Basler Regierung es nicht wagte, mit größerer Festigkeit aufzutreten und die französischen Truppen vor den Toren ein wenig warten zu lassen, umsomehr als einige Tage später die Kunde kam, bei Alt-Breisach sei eine Schiffbrücke über den Rhein geschlagen worden. Doch kräftige Maßregeln nach außen zu ergreifen, hatten die einzelnen Kantone wie die Eidgenossenschaft in ihrer Gesamtheit während der Mediationszeit verlernt. Trotz der Brücke bei Alt-Breisach war das 23. Regiment nicht das einzige, welches durch Basel marschierte. Elf Tage lang folgte ein Regiment nach dem andern, und am 9. April sogar noch zog eine Abteilung Kavallerie über die Brücke.

Der Landammann beruhigte sich bald über den Durchmarsch der französischen Truppen. Nach einigem Nachdenken fand er heraus, daß die Neutralität der Schweiz eigentlich gar keinen Abbruch erlitten habe, denn man könne ja noch nicht von kriegsführenden Mächten sprechen, denen gegenüber die Schweiz sich neutral zu verhalten habe, weil eine Kriegserklärung noch von keiner Seite erfolgt sei. Überhaupt werde die schweizerische Neutralität jeweilen durch den Ausspruch der schweizerischen Tagsatzung ins Leben gerufen.

Dieser Schritt sollte auf einer außerordentlichen Versammlung der eidgenössischen Abgeordneten vorbereitet werden. Der Landammann hatte sie unter dem Eindrucke der Grenzverletzung bei Basel auf den 30. März einberufen. Nach kurzer Beratung ermächtigte die Tagsatzung das Bundeshaupt, die nötigen Schritte zur Anerkennung der Neutralität zu tun und die Kantone aufzufordern, daß sie ihr Kontingent an Mannschaft und Geld bereit hielten. Vorher schon hatte er Napoleon in einem untertänigen Schreiben über den Durchmarsch der französischen Regimenter Bericht erstattet. Dabei entschuldigte er sich sozusagen, daß er, weil er ja im Namen der Eidgenossenschaft gesprochen habe, der Basler Regierung Nachgiebigkeit gegenüber den französischen Truppen vorwerfen mußte. Hoffentlich werde die Schweiz in dem bevorstehenden Kampfe die Vorteile der Neutralität genießen. Napoleon nahm sich nicht die Mühe, auf dieses Schreiben zu antworten. Hingegen äußerte er sich gesprächsweise ausführlich über die schweizerischen Angelegenheiten und die Grenzverletzung bei Basel. Bürgermeister Reinhard von Zürich erhielt nämlich den Auftrag, sich mit Napoleon über die Lage der Schweiz zu besprechen. Mit

vieler Mühe erreichte er den Kaiser am 25. April in Regensburg. Soeben hatte dieser bei Landshut und Eggmühl die glänzendsten Proben seines Feldherrentalentes abgelegt. Noch ganz erfüllt von seinen mit unerhörter Schnelligkeit und Sicherheit ausgeführten militärischen Operationen rühmte er sich vor Reinhard seiner Siege: „Die Östreicher sind geschlagen, der Erzherzog Karl ist nach Böhmen zurückgedrängt. Ich erachte, es sei mit dieser Monarchie zu Ende.“ In hastigem Tone entwickelte er alsdann seine Gedanken über die Schweiz. Übergehend zu der Grenzverletzung bei Basel versicherte er: „Diese Geschichten geschahen ohne mein Vorwissen.“ Schließlich versprach er, die Neutralität der Schweiz zu respektieren. Er konnte diese Zusage in dem Augenblicke, da er siegreich geradewegs auf Wien loszumarschieren gedachte, ohne Bedenken geben. Was im Falle eines unglücklichen Feldzuges von ihm zu erwarten gewesen wäre, sprechen die folgenden verächtlichen Worte deutlich genug aus: „Mir gegenüber ist Euere Neutralität ein Wort ohne Sinn; sie kann Euch nur so lange dienen, als ich will.“

Unterdessen bemühte sich die Eidgenossenschaft, nicht nur eine Anerkennung ihrer Neutralität zu verlangen, sondern sie schickte sich auch an, zu beweisen, daß sie im Notfalle gesonnen sei, ihre Grenzen mit den Waffen zu schützen. Das erste Aufgebot war allerdings bescheiden. 5207 Mann rückten ins Feld, als die Kunde von dem tatsächlichen Ausbruche des Kriegs kam. Die Oberleitung übernahm derselbe Generalstab wie im Jahre 1805, an seiner Spitze General Wattenwyl von Bern, auf den man während der Mediationszeit bei kriegerischen Anlässen immer als auf das gegebene militärische Oberhaupt zu schauen pflegte. Die Basler mußten beim ersten Aufgebote noch nicht ausziehen, hingegen erhielten auch sie den Befehl, ihre Mannschaft auszurüsten, sie mit der vorgeschriebenen Munition, das heißt mit 30 scharfen Patronen zu versehen, und sie vorläufig in Soldaten- und Pelotonschule, sowie im Felddienste zu üben. Kommandant des Basler Kontingentes wurde wie gewohnt Oberstleutnant Lichtenhahn.

Der eidgenössische General sah bald ein, daß etwas mehr als 5000 Mann nicht genügten, um das weit sich ausdehnende östliche Grenzgebiet zu besetzen. Vom Kanton Schaffhausen bis zum Tessin, an der Ost- und teilweise auch an der Südgrenze zog sich die Kette der schweizerischen Wachtposten hin. Wattenwyl hatte zwar gehofft, die Truppen nicht lange im Dienste behalten zu müssen, da wie vier Jahre früher der Kriegsschauplatz sich infolge der Siege Napoleons rasch nach Osten verschob; aber der Aufstand der Tiroler, die sich, ermutigt durch Östreich, schon vor dem eigentlichen Beginn des Kampfes gegen die verhaßte bayrische Herrschaft erhoben hatten, bereitete unerwarteter Weise den eidgenössischen Kriegern langwierige Arbeit. Im Laufe von fünf Tagen hatten die Tiroler die bayrischen und französischen Truppen verjagt, und bald darauf schlug Andreas Hofer am Berge Isel bei Innsbruck sie abermals. Nun galt es vor allem, die Grenzen der Schweiz gegen Tirol und Vorarlberg, das vom Aufstande ebenfalls ergriffen wurde, zu sichern. Das erste Aufgebot genügte nicht mehr. Vier weitere Bataillons

samt einer Division Artillerie mußten an der Ostgrenze Stellung beziehen. Jetzt sollte auch Basel an die Reihe kommen. Wattenwyl befahl, zwei Kompagnien marschbereit zu halten. Doch nach sechs Tagen traf ein Gegenbefehl ein. Die Vorarlberger hatten nämlich rasch den Mut verloren, als sie hörten, daß Napoleon schon am 13. Mai siegreich in Wien eingezogen sei. Sie legten ihre Waffen nieder; deshalb schien es unnötig, die schweizerischen Posten nach dieser Seite zu verstärken. Aber mit neuer Wucht brach der Aufstand los, wie bald darauf die Kunde kam, Napoleon sei beim Übergange über die Donau in der Nähe von Aspern geschlagen worden. Am 23. Juni mußten die Basler schließlich doch nach Graubünden abmarschieren. Die beiden Kompagnien zogen gemeinsam mit einem gleich großen Kontingente von Solothurn und einer Schaffhauser Kompagnie nach dem Prättigau, geführt von dem Bataillonskommandanten Lichtenhahn. Ihre Aufgabe war, die Pässe, die nach dem Montafon hinüberführten, genau zu überwachen und keinen Menschen passieren zu lassen. General Wattenwyl besorgte, daß vom Vorarlberg aus die Unruhe sich nach den östlichen Kantonen verpflanzen möchte.

Gegen den Herbst hin wurde das Bataillon Lichtenhahn in das untere Engadin verlegt. Drei Monate lag es schon im Felde, und vergeblich hoffte es auf Ablösung. Erst recht begannen jetzt beim Herannahen des Winters im Gebirge die Mühen des Felddienstes. Die Kompagnien mußten, um die Posten zu besetzen, mehrere Stunden von den Kantonnementen aus marschieren und alsdann in hölzernen Wachtstätten, wo sie der Kälte, dem Wind und Wetter ausgesetzt waren, jeweilen vierundzwanzig Stunden ausharren. Es wurde ihnen übrigens von dem Divisionskommandanten Pellizari das beste Zeugnis ausgestellt. Dieser inspizierte Mitte Oktober das Bataillon. Er scheint von demselben einen ganz besonders guten Eindruck empfangen zu haben. Mit den wärmsten Ausdrücken lobte er den Eifer und die Tätigkeit Lichtenhahns, der es verstanden habe, seiner Abteilung, obgleich deren Zusammensetzung die Aufgabe erschwerte, „einen guten und militärischen Geist“ beizubringen.

Ende Oktober konnten die eidgenössischen Truppen längs dem Rhein und dem Bodensee entlassen werden; denn nach einer entscheidenden Niederlage, die Napoleon den Östreichern bei Wagram beigebracht hatte, mußte Kaiser Franz sich zum Frieden bequemen. Doch die im Bändnerlande stehende Division Pellizari mußte trotz des Friedensschlusses teilweise bis zum Monat Dezember auf ihrem Posten ausharren, da Tirol den bayrischen und französischen Truppen immer noch einen verzweifelten Widerstand leistete. Das Bataillon Lichtenhahn durfte Mitte November den lang ersehnten Heimweg antreten. Zum Schlusse konnten die Basler nicht einmal ungestört in ihrer Heimat einziehen. Eine französische Division hatte nämlich trotz aller Vorstellungen es vorgezogen, den Weg nach Hünningen über Schaffhausen, Rheinfelden und Basel zu nehmen, mit der gleichen Rücksichtslosigkeit, mit der man unsere Stadt schon im Monat März überrascht hatte. Die beiden Kompagnien mußten deshalb, um unangenehme

Zusammenstöße mit den Franzosen zu vermeiden, ihre Marschroute abändern; statt über den Bözberg und dem Rheine entlang zu marschieren, zogen sie über die Schafmatt nach Sissach. Dort sollten sie warten, bis der Durchmarsch der Franzosen beendet wäre. Soweit war man mit der beschämenden Nachgiebigkeit gegenüber Napoleon gekommen! Der Landammann empfahl den vom Durchmarsche der französischen Truppen betroffenen Kantonen, „im politischen Interesse der Eidgenossenschaft“ sie als Freunde und Bundesgenossen aufzunehmen. Es hätte allerdings nach dem Friedensschlusse von 1809 eines außerordentlichen Mutes bedurft, um der Macht Napoleons zu trotzen. Nach der mißglückten Erhebung Östreichs waren alle Staaten, welche die Schweiz umgaben, abhängiger von Frankreich denn je. Von keiner Seite mehr war Rettung zu erhoffen. Die Kantone schöpften einen schwachen Trost aus dem Umstande, daß Napoleon unter anerkennenden Worten für die Schweiz im Frieden von Wien den Titel eines Vermittlers des schweizerischen Bundes förmlich annahm. Sie schlossen daraus, daß es wenigstens bei dem seit 1803 geschaffenen Zustande bleiben sollte.

c. Basel während der Jahre 1810 und 1811.

Mit tröstlichen Ausdrücken hatte Napoleon am Ende des Jahres 1809 die Kantone zu beruhigen gesucht. So lügnerische Worte hatte er kaum jemals zur Eidgenossenschaft gesprochen; denn mit dem Jahre 1810 brach eine Zeit an, die als die trostloseste der ganzen Mediation bezeichnet werden muß. Unerträglicher als im Jahre 1810 konnte der Druck, der auf der Schweiz lastete, nicht mehr werden. Die Vernichtung von Handel und Industrie durch die Kontinentalsperre, die gewaltthätige Besetzung des Tessins und die Annexion des Wallis charakterisieren jene Zeit.

Noch kurz vor diesen Gewalttätigkeiten hatte Wattenwyl, der Landammann des Jahres 1810, das Wohlwollen Napoleons zu erreichen gesucht, indem er dessen Liebling, den greisen d'Affry von Freiburg, nach Paris sandte, damit er ihm zu seiner Vermählung mit Marie Luise von Östreich im Namen der Eidgenossenschaft gratuliere. Auf der Tagsatzung des Monates Juni 1810 unterstützten die einzelnen Kantone diese Bemühungen, indem sie mit Aufbietung aller Beredsamkeit die Friedenshoffnungen priesen, die man auf diesen Ehebund setzen dürfe. Dieselbe Tagsatzung ermächtigte auch Basel, einen Vertrag mit Frankreich abzuschließen, welcher der Stadt ganz besondere Gelegenheit bieten sollte, ihren guten Willen zu beweisen. Es handelte sich für Basel darum, ein Stück seines Gebietes bei Kleinhüningen zum Bau eines Brückenkopfes abzutreten. Der Krieg des Jahres 1809 hatte deutlich bewiesen, wie dringend Frankreich einer festen Brücke bei Hüningen bedurfte. Napoleon befahl deshalb, eine solche auszuführen. Der Brückenkopf sollte auf schweizerisches Gebiet zu liegen kommen. Es wurde daher

durch Vermittlung des Landammanns das erwähnte Ansuchen an Basel gestellt mit dem Hinweise, daß die Stadt alsdann keinen Truppendurchzügen mehr ausgesetzt sein werde. Der Staatsrat beschloß, „zum Beweis der besonderen Ehrerbietung und Dankbarkeit des hiesigen Standes gegen den Vermittler der Schweiz“, dem Wunsche Frankreichs zu willfahren. Bürgermeister Sarasin wurde bevollmächtigt, mit dem französischen Gesandten Talleyrand in dieser Sache zu unterhandeln. Am 24. Juli wurde der Vertrag zwischen Sarasin und dem Vertreter Frankreichs abgeschlossen; am 7. August unterzeichnete Napoleon die Urkunde. Der Wortlaut des Vertrages ist ein Beweis für die willenslose Gefügigkeit, mit der die Kantone die Wünsche des Kaisers zu erfüllen sich gezwungen sahen. Nachdem in dem Schriftstück zuerst betont ist, daß Basel die Gelegenheit benutze, um seinen Eifer gegenüber Napoleon zu beweisen, wird dem Kaiser die Souveränität über soviel Land abgetreten, als ihm für die Errichtung eines Brückenkopfes notwendig scheint. Jedermann würde doch erwarten, daß der Umfang des abzutretenden Gebietes in dem Vertrage genau bestimmt wäre. Doch dies wurde vollständig dem Gutdünken Napoleons überlassen. Nur in einem Schreiben, das Sarasin zwei Tage nach Abschluß des Vertrages an den französischen Gesandten richtete, sind die Wünsche Basels ausgesprochen. Frankreich möge nur das durchaus notwendige Gebiet verlangen und dafür garantieren, daß die Kleinhüninger Fischer durch die Gebietsabtretung nicht in ihren Fischerrechten geschmälert würden. Der ganze Vertrag ist übrigens allein durch seine Form von Bedeutung, denn es scheint, daß der Brückenkopf nie ausgeführt wurde.

Die Stadt Basel erntete für ihren Eifer keinen Dank. Napoleon hegte nun einmal seit dem Jahre 1806 gegen sie eine gereizte Stimmung, und diese entlud sich 1810 bei Anlaß der sogenannten Kontinental Sperre von neuem. Schon 1806 hatte Napoleon den Handelsverkehr mit England untersagt und befohlen, die englischen Schiffe von dem Kontinente fernzuhalten. Es ist schon dargestellt worden, wie infolge dieses Beschlusses der Schmuggel in voller Blüte stand. Nicht nur in der Schweiz, sondern auch in den andern unter dem Protektorate Frankreichs stehenden Ländern entwickelte sich ein ausgedehnter Schleichhandel mit englischen Waren. Um diesem Unwesen ein Ende zu bereiten, erließ Napoleon am 5. August 1810 zu Trianon ein Edikt, laut welchem alle Kaufleute von ihren Kolonialwaren, da diese doch sämtlich englischen Ursprungs seien, einen Zoll von 50 % des Wertes bezahlen mußten; außerdem wurden die Depots solcher Waren innerhalb vier Meilen jenseit der französischen Grenze mit Konfiskation bedroht. Bald darauf belegte der Kaiser noch eine Menge anderer Waren mit den gleichen Zöllen. Ende September stellte er an den Landammann der Schweiz das Ansuchen, den neuen Tarif auch in den neunzehn Kantonen einzuführen. In der Eidgenossenschaft hauptsächlich würden seit dem 5. August Kolonialwaren aufgehäuft und von dort aus trachte man, sie auf alle Weise in Frankreich einzuschmuggeln. In Basel sei die Hauptniederlage solcher Produkte. Der Kaiser ließ siebenunddreißig Basler Häuser

bezeichnen, die Spekulationshandel mit Kolonialwaren betrieben. Er drohte einzuschreiten, wenn die Schweiz nicht selbst diesem Treiben steure. Als der Landammann kurze Zeit zögerte, weil er nicht die Befugnis hatte, von sich aus den Forderungen Napoleons zu entsprechen, verlangte die französische Gesandtschaft am 11. Oktober, daß man die Kolonialwaren in Beschlag nehme und sie dem Tarif vom 5. August unterwerfe. Die englischen Waren sollten als verboten eingezogen werden. Der Flügeladjutant des Landammanns überbrachte selbst den Basler Ratsherren während der Sitzung vom 13. Oktober die Forderungen Frankreichs. Sofort wurden diese unter Trommelschlag in der Stadt bekannt gegeben und der Verkauf der erwähnten Waren streng verboten. Alle Handelshäuser mußten den Bestand ihrer Warenlager angeben. Es zeigte sich, daß der größere Teil der Vorräte auf fremde Rechnung und als Expeditionsgut in den Magazinen lag. Bei der Angabe der englischen Erzeugnisse mangelte es aus naheliegenden Gründen an der nötigen Genauigkeit. Das Verzeichnis verschiedener Häuser enthielt nichts als alte Ladenreste und Ausschnitte. Begreiflicherweise lieferte niemand gerne seine englischen Waren der Konfiskation aus.

Die Kontinentalperre übte in der Eidgenossenschaft rasch ihren Einfluß auf Handel und Industrie aus. Artikel, die zu den wichtigsten Bedürfnissen des täglichen Lebens gehören, wie Kaffee und Zucker, wurden Luxusgegenstände, welche sich viele nicht mehr leisten konnten. Am meisten hatte die Ostschweiz unter den gewalttätigen Vorschriften Napoleons zu leiden. Zahlreiche Familien gerieten dort in Not, weil infolge des neuen Tarifs die Industrie, welche der Baumwolle bedurfte, vollkommen darniederlag. Mit beweglichen Worten schilderte der Landammann am Ende des Jahres 1810 das Elend, das in den östlichen Kantonen herrschte. „Will man denn 20,000 Familien an den Bettelstab bringen?“ so hieß es in seinem Bittschreiben. „Sire, geruhen Sie unsern Notschrei zu erhören. Die Schweiz ruft Ihre kaiserliche Gunst an.“ Doch alles Flehen war umsonst. Der Kaiser hielt streng darauf, daß die Grenzwache, welche nun in Tätigkeit trat, ihre Pflicht erfüllte.

Basel wurde wie gewohnt mit argwöhnischen Augen beobachtet. Neben berechtigten Anklagen fehlte es deshalb nicht an voreiligen Beschuldigungen. So nannte der französische Gesandte im Frühling des Jahres 1811 ein bestimmtes Basler Handelshaus, das während des Monats März nachts dreizehn Ballen englischer Waren heimlich in sein Magazin habe schaffen lassen. Auf Befehl des Rates wurde sogleich ein genaues Verhör aller Arbeiter und Angestellten vorgenommen; es ergab, daß die Verdächtigung eine grundlose gewesen war. In unserer Stadt ging es um jene Zeit mit dem Handel rasch rückwärts. Der zusehends sich vermindernde Ertrag der Handelsabgabe beweist dies deutlich genug. Der ganzen Einwohnerschaft bemächtigte sich unter diesen Umständen eine gedrückte Stimmung, so daß der Rat es für angemessen hielt, die öffentlichen Lustbarkeiten soviel als möglich einzuschränken.

Napoleon begnügte sich nicht mit den vernichtenden Folgen der Kontinentalsperre. Das Handelsinteresse Frankreichs mußte ihm als Vorwand dienen, um eidgenössisches Gebiet militärisch besetzen zu lassen. Am 31. Oktober rückten italienische Truppen im Kanton Tessin ein. Es sollte dadurch dem Schleichhandel ein Ende gemacht werden, wie es in einer Note der Mailänder Regierung hieß, die dem Landammann durch Vermittlung der französischen Gesandtschaft zukam. Im Gefolge der einmarschierenden Abteilung befanden sich italienische Gensdarmen und Zollbeamte. Diese begannen mit großer Rücksichtslosigkeit nach englischen Waren zu suchen, und der Kommandant der Truppen schaltete mit solcher Willkür, daß eine Wegnahme des Tessins nahe bevorzusehen schien. Der Landammann protestierte zu wiederholten Malen gegen die Verletzung eidgenössischen Gebietes; er versuchte mit flehentlichen Worten Napoleon zu erweichen, aber die Truppen blieben, und es ging monatelang, bis der Kaiser überhaupt geruhte zu antworten. Die Kantone wagten es nicht, den Landammann zu einem entschlossenen Schritte zu ermächtigen. Auf eine Umfrage hin erklärte zum Beispiel der Basler Staatsrat, daß es nicht zuträglich sei, einen Entschluß des Kaisers zu beschleunigen, „da derselbe offenbar dermalen nicht Willens sei, die Schweiz aus der Ungewißheit zu ziehen.“ So glaubte man sich verhalten zu müssen gegenüber der brutalsten Mißhandlung, die der Kaiser einem Kantone zu teil werden ließ. Der Landammann seinerseits ersuchte die Kantonsregierungen, den öffentlichen Blättern Stillschweigen über diese Angelegenheit zu gebieten. Es geschah dies wohl nicht nur darum, weil Napoleon in der Presse der Vasallenstaaten so wenig wie in derjenigen Frankreichs eine Kritik duldete, sondern auch aus Furcht, daß der mühsam verhaltene Groll des Volkes sich in Unruhen Luft machen und den Behörden schwere Verlegenheiten bereiten könnte, wenn Zeitungsartikel die Aufregung schürten. Die öffentlichen Blätter schwiegen allerdings fast ohne Ausnahme; aber im folgenden Jahre fand sich der Mann, welcher den Mut hatte, der allgemeinen Verstimmung an der Tageszeitung Ausdruck zu geben.

Noch schlimmer als dem Kanton Tessin erging es dem Wallis. Zur Zeit der Helvetik war dieser ehemalige zugewandte Ort der Eidgenossenschaft ein Glied des Einheitsstaates gewesen. Von 1802 an führte es für kurze Zeit ein scheinbar selbständiges Dasein unter dem Namen einer rhodanischen Republik. Im November 1810 wurde dieses Gebiet unter allerlei Vorwänden als Simplondépartement dem Reiche Napoleons einverleibt. Bei der Annexion des Wallis wie bei der Besetzung des Tessins strebte der Kaiser darnach, wichtige Alpenpässe in seine Gewalt zu bringen.

Angesichts der Not und Demütigung, die Napoleon im Laufe des Jahres 1810 über die Eidgenossenschaft gebracht hatte, gaben sich im Frühling 1811 mehrere Kantone dazu her, als dem Kaiser ein Sohn geboren wurde, einen maßlosen Jubel anzustimmen in der Hoffnung, hiedurch einige Erleichterungen für das bedrängte Land zu erhaschen. Nachdem Solothurn und Bern mit glänzenden Feiern vorangegangen waren, hielt es

auch Basel, als Grenzkanton und in Rücksicht auf das Verhältniß zu Frankreich, für angemessen, seiner Freude über die Geburt des Königs von Rom, wie der kaiserliche Sprößling schon in der Wiege genannt wurde, Ausdruck zu geben. Am 9. April versammelten sich morgens 11 Uhr die Behörden und die eingeladenen Gäste in dem geräumigen Saale des Posthauses. Nachdem man ihnen daselbst mit ausgesuchten Weinen aufgewartet hatte, begaben sie sich in feierlichem Zuge nach der französischen Kirche. Die Standesgarnison bildete Spalier; auf der St. Alban- und auf der Rheinschanze wurden 101 Kanonenschüsse abgefeuert. Pfarrer Ebreux begrüßte die festliche Gemeinde und hielt alsdann „eine passende und wohlaufgesetzte Rede,“ wie es in dem Bericht des Rats Herrn Minder heißt. Die Worte, welche Ebreux von der Kanzel herab sprach, würden uns unfaßbar vorkommen, wenn wir nicht wüßten, wie man damals in der Schweiz wie in allen Vasallenstaaten Frankreichs um die Wette sich vor Napoleon in den Staub warf. „Wenn unsere Nachbarn, deren erlauchtes Haupt uns mit seiner Freundschaft, seinem Wohlwollen und seinem Schutze beehrt,“ so begann ungefähr Pfarrer Ebreux seine Rede, „ein außerordentlich wichtiges Ereignis feiern, so sollen wir, als Verbündete, aufrichtigen Anteil daran nehmen. Die Dankbarkeit befiehlt es uns, denn Napoleon hat nach den Stürmen der Revolution die Ruhe gebracht. Ja, du wirst immer der Gegenstand unserer Wünsche und unserer Dankbarkeit sein, großmütiger Held,“ mit solchen Ausrufen wandte sich der Redner an den Kaiser selbst. „Du hast dein Vaterland von den schrecklichsten Heimsuchungen befreit, du hast deine Sorge auch auf das alte Helvetien ausgedehnt, dessen Freiheit und Unabhängigkeit du als Vermittler erhalten willst. Die Schweiz hat dich als den besten ihrer Freunde erklärt. Du hast schon viel für sie getan, vollende dein Werk, und dein Name wird von unsern spätesten Nachkommen nur mit tiefster Verehrung genannt werden. Im gegenwärtigen Augenblicke,“ fuhr Ebreux fort, „können wir dem Kaiser zur Vergeltung nichts angenehmeres erweisen, als daß wir gemeinsam mit ihm dem Himmel danken, daß er ihm einen Nachfolger geschenkt hat, der wie sein erlauchter Vater der Freund, Vermittler und treue Verbündete Helvetiens sein wird. Möge er zu einem zweiten Salomon heranwachsen.“ Der Redner prophezeite dem Prinzen unzutreffender Weise eine glänzende Zukunft. Zum Schluß vergaß er nicht, auch auf das Haupt der Kaiserin, „der erhabenen Gattin des großen Napoleon,“ Segen und Wohlergehen herabzusprechen. Nach der Ansprache wurde das „Tedeum“ angestimmt. Alsdann kehrte die ganze Versammlung nach dem Posthause zurück. Nachmittags harrte der Gäste ein Festmahl auf der Schlüsselzunft. Bei dem Bankette, an dem auch die höheren Offiziere aus dem benachbarten Künningen teilnahmen, mangelte es nicht an Trinksprüchen auf das Wohl Napoleons und seiner Gemahlin und auf ihr Söhnlein, den König von Rom. Besonderen Beifall scheinen die französischen Verse gefunden zu haben, die Peter Ochs zu Ehren des Lektern sprach. „Rauraciens eherne Schlünde,“ so rief er aus, „donnern von Echo zu Echo und grüßen

hundertmal das durch die Geburt eines Prinzen beglückte Frankreich. Wenn dieser unser Land lieben, wenn er die Verfassung, mit der sein Vater unser Geschick verschönerte, achten, wenn er unserm tätigen Gewerbsfleiß, den fruchtbringenden Arbeiten des Landmanns einen gnädigen Blick schenken wird, dann möge sein Reich von Norden bis Süden sich ausdehnen, dann mögen die Jahre Nestors auf seinem Haupte sich verdreifachen.“ —

So wetteiferten verschiedene Kantone in erkünstelten Freudenbezeugungen. Selbstverständlich mußte auch eine außerordentliche Gesandtschaft, geführt von dem erfahrenen Bürgermeister Reinhard von Zürich, nach Paris sich begeben und vor Napoleon aussprechen, was die Eidgenossenschaft bei dem freudigen Ereignis empfinde. Zugleich sollten sie von Napoleon, der nach ihrer Berechnung durch die Vaterfreuden etwas milder gestimmt sein mußte, Erleichterung für das Tessin zu erlangen suchen. Unterdessen trat in Solothurn die Tagsatzung zusammen. In der Eröffnungsrede schilderte der Landammann, wie glücklich sich die Eidgenossenschaft unter dem Schutze Napoleons fühle. Beim sogenannten eidgenössischen Gruße aber wagte es der Gesandte von Zug, Josef Sidler, ein junger Mann von feurigem Temperamente, anzudeuten, daß sich die Schweiz ihrer Freiheit und Selbständigkeit nicht recht freuen könne. Es mische sich hinein die tief-schmerzliche Empfindung über die Besetzung des Kantons Tessin. Diese Worte wurden dem Kaiser offenbar in entstellter Form hinterbracht; er benutzte sie als willkommenen Vorwand, um sich in einen Zorn gegen die Schweiz hineinzureden und ihr vorzuhalten, wie sie die Wohltaten, die er ihr gerade zugedacht, durch die an der Tagsatzung gesprochenen Worte verschert habe. Mit finsterem Antlitze empfing er am 27. Juni 1811 Reinhard und seine Begleiter. Wenn die Eidgenossenschaft daran denke, ihm zu widerstehen, so könnte es ihm einmal um Mitternacht einfallen, das Dekret zu unterzeichnen, welches die Schweiz Frankreich einverleibe. Betrübt kehrte Reinhard im Herbst in die Heimat zurück. Er nahm die Überzeugung mit sich, daß es für eine kleine Nation gegenüber dem übermächtigen Staate unmöglich sei, sich Recht zu verschaffen, auch wenn ihre Ansprüche noch so begründet seien. Sicherer als je schien der Schweiz das Ende ihrer politischen Selbständigkeit bevorzustehen. Schon hieß es, daß Alexander Berthier, Fürst von Neuenburg, ständiger Landammann der Schweiz werden sollte.

d. Landammann Peter Burckhardt. 1812.

Wohl niemand beneidete den Bürgermeister Peter Burckhardt von Basel, der am letzten Tage des Jahres 1811 die Würde eines Landammanns übernahm. Immerhin mag dieser die Last seines hohen Amtes trotz aller Schwierigkeiten noch leichter getragen haben als Andreas Merian im Jahre 1806. Es fehlte nicht viel, so wäre der letztere zum zweitenmal das Bundeshaupt der Eidgenossenschaft geworden. Doch der Tod raffte ihn hinweg, kurze Zeit bevor er wiederum die Bürde, die für ihn allzu schwer war, sich

auferlegen mußte. Merian starb im Alter von ungefähr 69 Jahren nach kurzem Krankenlager am 25. Februar 1811. Sein Nachfolger im Bürgermeisteramte wurde Peter Burckhardt, nachdem Samuel Ryhiner erklärt hatte, die ihm übertragene Ehrenstelle nicht annehmen zu können. Burckhardt gehörte wie noch einige andere, die in der Mediationszeit eine hervorragende Rolle gespielt haben, zu jenen Staatsmännern, die sich während der Helvetik von den öffentlichen Geschäften meistens fern hielten. Er ist ein Altersgenosse Merians gewesen. Er wurde 1742, also im gleichen Jahre wie jener geboren. Sein Vater, ein reicher Bandfabrikant, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zu teil werden. Statt ihn, wie es damals in Basel Sitte war, schon vom vierzehnten Jahre an in die Handelsgeschäfte einzuführen, gestattete er dem jungen Peter, sich noch vier Jahre seiner allgemeinen Bildung zu widmen. Ein tüchtiger Hofmeister, der nachmalige Professor Jakob Basler, begleitete Burckhardt an die Akademie von Lausanne. Dort widmete sich dieser mit Eifer dem Studium der schönen Wissenschaften, der alten und neuen Sprachen. Er schloß Freundschaft mit dem berühmten englischen Geschichtschreiber Gibbon. Dieser besuchte ihn später einmal auf seinem Landgute Mayenfels bei Pratteln. Auch zu dem ältern David von Wyß, dem nachmaligen Bürgermeister von Zürich, trat Burckhardt in ein freundschaftliches Verhältnis. An den Aufenthalt in Lausanne schlossen sich größere Reisen nach Frankreich und Deutschland. Unterwegs trat er in den Orden der Freimaurer ein. Er nahm tätigen Anteil an ihren Bestrebungen und ist später in Basel ein Hauptförderer der Freimaurerei geworden. Nach der Rückkehr ins väterliche Haus nahm man ihn mit Handelsgeschäften nicht derart in Anspruch, daß ihm nicht noch Zeit geblieben wäre, sich tüchtig in der Geschichte und im vaterländischen Rechte umzusehen. Er würde sich wahrscheinlich ganz dem juristischen Studium gewidmet haben, wenn nicht der Vater seiner bedurft hätte, da ihm der eine Sohn frühzeitig gestorben war. Großen Einfluß übte auf ihn der Umgang mit dem Ratschreiber Isaaß Iselin aus, dessen Schwägerin, Anna Forkart, er in jungen Jahren heiratete. 1766 nahm Iselin den vierundzwanzigjährigen mit nach Schinznach und führte ihn in den auserwählten Kreis der helvetischen Gesellschaft ein. Es brach gerade eine stürmische Zeit für diese Vereinigung an. Sie war aus der Rolle eines aristokratischen Tugendbundes, auf die sie sich bis jetzt beschränkt hatte, herausgetreten, und ihre Mitglieder begannen unererschrocken auf die Übel, an denen unser Vaterland krankte, hinzuweisen. Ihre Sitzungen waren für den zukünftigen Staatsmann eine treffliche Schule. Iselin verstand es, seinen Schwager für alles, was zur Wohlfahrt der Mitmenschen diente, zu begeistern. Als am Ostertage des Jahres 1777 in seinem Hause die gemeinnützige Gesellschaft der Stadt Basel gegründet wurde, da war auch Peter Burckhardt mit dabei; 1787 war er unter den Stiftern der allgemeinen Lesegesellschaft. Rasch gewann er das Vertrauen seiner Mitbürger. Im Alter von dreißig Jahren gelangte er in den großen, zwölf Jahre später in den kleinen Rat. 1789 wurde er Oberstzunftmeister, 1790 Bürger-

meister. Bald nachdem er die höchste Stelle im Staate erreicht hatte, drang die Revolution in ihrem Siegeslaufe bis gegen Basel vor. Als Frankreich im Jahre 1792 mit Preußen und Östreich Krieg führte, besetzten eidgenössische Truppen die Grenze bei Basel. Damals verkehrten höhere Offiziere, ebenso die Minister der fremden Mächte, welche von unserer Stadt aus die Schweiz beobachteten, öfter in dem Hause Burckhardts. Zweimal in der Woche sah dieser eine zahlreiche Abendgesellschaft bei sich, und einmal hielt er offene Tafel. So erwarb er sich den Ruf außerordentlicher Gastfreundlichkeit.

Von 1798 an betheiligte er sich längere Zeit nicht mehr in hervorragender Weise an politischen Geschäften. Als sich die Staatsumwälzung in Basel vollzog, wurde er allerdings als erstes Mitglied in die Nationalversammlung gewählt, doch stand er bei ihren Beratungen nicht im Vordergrund. Bei der Einführung der Mediationsverfassung gelangte er in den Großen Rat; eine Wahl in den Kleinen Rat nahm er nicht an. Er zog den Regierungsgeschäften ein beschauliches Leben im Kreise seiner Freunde, auf dem schön gelegenen Mayenfels, vor. Wie früher empfing er zahlreiche Gäste. Nur nebenbei sei hier daran erinnert, daß seine Gemahlin bei solchen Anlässen den Bekannten eine auch jetzt noch geschätzte Erfrischung, nämlich das sogenannte „Bürgermeisterli“, anzubieten pflegte, das sie nach einem von ihr selbst erfundenen Rezepte herstellte.

Im Jahre 1811 wurde Peter Burckhardt aus dem angenehmen Dasein herausgerissen. Er ließ sich, wie schon erwähnt, nach dem Tode Merians zum Bürgermeister wählen. Ungern nahm er diese Ehrenstelle an, aber hätte er sich geweigert, so wäre wahrscheinlich Peter Ochs gewählt worden, und diesen durfte man in Hinsicht auf das zum zweitenmal sich nahende Direktorialjahr nicht an die Spitze des Staates treten lassen, weil er die Gunst Napoleons verloren hatte und als Landammann besonders bei den innern Orten auf starken Widerstand gestoßen wäre.

Am 31. Dezember 1811 mußte Burckhardt als Amtsbürgermeister des Kantons Basel das dornenvolle Amt eines Landammanns der Schweiz auf sich nehmen. Er stand vor einer schwierigen Aufgabe. Wie sollte er die trostlose Lage zahlreicher Mitleidgenossen zu mildern suchen, ohne dabei die bis aufs äußerste gesteigerte Empfindlichkeit Napoleons zu reizen? Unter solchen Umständen ist es verzeihlich, daß er am ersten Tage seiner neuen Würde sich beeilte, vor Napoleon das unvermeidliche tiefe Kompliment zu machen. „Wenn wir einerseits die Drangsale unserer Mitbrüder,“ so sprach er bei der Übernahme des Amtes, „andererseits das allgemeine Bestreben betrachten, unserm großen Vermittler und Beschützer auf alle Weise Genugthuung zu verschaffen, um diesem Monarchen werktätige Beweise unserer unverbrüchlichen Verehrung und Bundestreue zu geben, so mangelt es sicher nicht am besten Willen von meiner Seite.“

Landammann Burckhardt fand sogleich Gelegenheit, dem Kaiser seinen guten Willen zu beweisen. Dieser rüstete eine gewaltige Armee zum Kriege gegen Rußland, das ihn durch offene Mißachtung der Kontinentalsperre allein noch daran hinderte, Englands

Handel zu vernichten. Auch die Schweiz mußte zu seinem Heere ihr Kontingent stellen. Napoleon hatte in den früheren Jahren bekanntlich immer darüber geklagt, daß die Kantone nicht die Anwerbung der Söldner beschleunigen halfen. Nun verlangte er statt der 16,000 nur noch 12,000 Mann, dafür sollte aber die Eidgenossenschaft sich förmlich verpflichten, ihm jedes Jahr 2000 Rekruten zu liefern. Zu diesem Zwecke mußte den einzelnen Kantonen genau vorgegeschrieben werden, wieviel Mann sie zu stellen hatten. Es war für den Landammann eine höchst unangenehme Zumutung, dieses Geschäft unter den Vorwürfen widerspenstiger Kantone zu dem von Napoleon gewünschten Ende zu führen. Kaum war diese Angelegenheit zur Zufriedenheit des Kaisers erledigt, so wurde von Handelsleuten der Städte St. Gallen und Basel die dringende Bitte an Peter Burckhardt gerichtet, den günstigen Augenblick zu benutzen, um sich für den niedergedrückten schweizerischen Handelsstand zu verwenden und womöglich einige Vergünstigungen auszuwirken. Der Landammann war nicht in der Lage, ihrem Wunsche zu willfahren; er sah sich vielmehr genötigt, dem Oberaufseher der eidgenössischen Grenzanstalten genauere Kontrolle über die Einfuhr von Baumwolle vorzuschreiben, da sich die französische Regierung wiederum darüber beklagt hatte, daß das Kontinentalsystem von der Schweiz nicht aufrecht und vollständig durchgeführt werde. Auf diesem Gebiete war also nichts zu erhoffen; ebensowenig ließ sich Napoleon auch dieses Jahr bewegen, das Tessin von den Truppen zu befreien.

Über alle diese Angelegenheiten konnten sich der Landammann und die Abgeordneten der Kantone auf der Tagsatzung zu Basel aussprechen. Sie traten am 1. Juni des Jahres 1812 zusammen. Die Feierlichkeiten waren bei diesem Anlasse dieselben wie sechs Jahre vorher. Ein Aufgebot von über 500 Mann erwies den Gesandten die militärischen Ehren. Sobald die Abgeordneten der Kantone mit der Standesfarbe am Tore anlangten, rückte die Wache aus und präsentierte das Gewehr. Die Vertreter der fremden Mächte, welche den Verhandlungen beiwohnten, wurden schon vor der Stadt mit Kavallerie abgeholt. Den untertänigsten Empfang bereitete man dem französischen Gesandten. Beim „roten Hause“ begrüßte ihn ein Offizier begleitet von zehn Verrittenen. Unter dem St. Albantor harrte seiner eine kleinere Abteilung Infanterie, und sobald er vor seinem Quartier abstieg, sollte sich ein Hauptmann mit dreißig Mann von der Standeskompanie ihm zur Wache anbieten.

Die Eröffnung der Tagsatzung fand wiederum im Münster statt. Besondere Aufmerksamkeit erregten die unter der Direktion von Kapellmeister Tollmann gebotenen musikalischen Leistungen. Landammann Burckhardt begrüßte die Ehrengesandten mit der zu jener Zeit geläufigen pathetischen Redeweise. Die Zusammenkunft der „erlauchtesten, tugendhaftesten, würdigsten Männer“ der Eidgenossenschaft sei eine Garantie für die Ruhe und Freiheit des Vaterlandes. Ihre Versammlungen seien seit Jahren von einer Reihe „geistreicher Männer“ geleitet worden. Allzu schwierig sei es für ihn, ihr würdiger

Nachfolger zu werden, da bei ihm guter Wille und unausgesetzte Tätigkeit an Stelle von Fähigkeiten und Kenntnissen treten mußten. Peter Burckhardt sah sich zu einem solchen Geständnisse tatsächlich genötigt, insofern er sich während der Mediation viel weniger mit politischen Angelegenheiten beschäftigt hatte, als für einen zukünftigen Landammann wünschbar gewesen wäre. Übergehend zu der damaligen Lage der Schweiz stellte er fest, daß Napoleon, dem die Eidgenossenschaft ihre äußere Sicherheit verdanke, fortfahre, dem Lande Beweise seines niemals erlöschenden Wohlwollens zu geben. Von der Besetzung des Tessins sprach er nur zaghaft. „Mit ehrfurchtsvoller Zuversicht,“ so äußerte er sich, „sehen wir dem Zeitpunkt der baldigen und gänzlichen Befreiung eines Teils unserer Bundesbrüder entgegen.“ Alsdann ermahnte er in Hinsicht auf die kommenden Verhandlungen zur Eintracht und Vaterlandsliebe, zur Rechtchaffenheit und zur Treue gegenüber den Bundespflichten. Zum Schlusse glaubte Peter Burckhardt, nachdem im verflossenen Jahre die Geburt eines kaiserlichen Prinzen mit tiefster Ergebenheit in verschiedenen Städten war gefeiert worden, als Bundeshaupt dem König von Rom ebenfalls seine Huldigung darbringen zu müssen. „So wird der kaiserliche Erbprinz,“ rief er aus, „seiner Zeit die Gunst seines erhabenen Vaters einer seinem Reiche seit den ältesten Zeiten treu ergebenen Nation beibehalten und sich erinnern, daß derselben wiederhergestellte Verfassung, ihre Ruhe und ihr Friede das selbsteigene Werk seines erlauchten Vaters gewesen. Dieser gebenedeite König von Rom gehört unserm besten, höchsten Freund, unserm wahren Beschützer zu Gebenedeiet sei also von uns dieser große König, gebenedeiet von der ganzen schweizerischen Nation als ihr erblich verbündeter Vermittler!“ Dieser Schluß hat dem Basler Landammann den Ruf eingetragen, alle seine Vorgänger an Unterwürfigkeit gegenüber Napoleon übertroffen zu haben, indem er dem noch in der Wiege liegenden Knäblein als demjenigen Menschenkinde huldigte, das als Erbe des Kaisers einst den Titel eines Vermittlers der Eidgenossenschaft annehmen sollte, und so gleichsam eine erbliche Untertänigkeit der Schweiz feststellte. Bedauerlich bleibt es, daß damals in Basel von verantwortungsvoller Stelle aus solche Worte gesprochen worden sind; hingegen darf zur Entlastung Peter Burckhardts nicht verschwiegen werden, daß zu jener Zeit derartige Aussprüche nahe lagen und daß ähnliches auch schon gesagt wurde. Als man im Jahre 1811 zu Bern die Geburt des Königs von Rom feierte, flehte der Hauptgeistliche des Münsters am Schlusse seiner Festpredigt innig, „daß das neugeborene Friedenspfand zum Wohl der Menschheit erhalten werde, damit es einst nach dem Vorbilde seines großen Vaters das schweizerische Volk und seine republikanische Verfassung schützen möge.“ Außerdem müssen wir bedenken, daß Burckhardt zu einer Zeit Landammann war, wo die Dynastie Napoleons zur Weltherrschaft bestimmt schien, wenn auch schon Anzeichen einer kommenden Katastrophe sich zeigten.

So ist im Jahre 1812 die Tagssatzung mit der gewohnten Unterwürfigkeit gegenüber Frankreich eröffnet worden. An die Feierlichkeit in der Kirche schloß sich eine

Parade auf dem Münsterplatze. Der festliche Tag nahm nach den Begriffen unserer anspruchsvolleren Zeit ein bescheidenes Ende. Es bestand darin, daß ein Herr Kavel im Theater auf dem Seile seine Künste ausübte. Für die Einwohner der Stadt gab es übrigens während der Tagsatzung noch genug zu sehen. Täglich fand auf dem Münsterplatze Wachtparade statt; vor dem Hause des Landammanns und den Quartieren der fremden Gesandten, ferner bei dem Posthause, wo die Sitzungen abgehalten wurden, standen Ehrenwachen. Wenn das Bundeshaupt, die Vertreter der auswärtigen Mächte oder die Abgeordneten der Kantone begleitet von ihren Standesfarben sich nahen, so rückten die Wachen, die vor dem Rathause, bei den sieben Thoren, vor der Kaserne im Klingental und „auf dem Blömlen“ postiert waren, aus, präsentierten das Gewehr, und der Tambour schlug an.

Die Tagsatzungsabgeordneten konnten sich nicht beklagen, daß ihnen in Basel zu wenig Ehre angetan worden sei. Mit ausgesuchter Gastfreundlichkeit bewirtete sie Peter Burckhardt zu wiederholten Malen in seinem Hause. Zu dem Donnerstagsempfang, der die angesehensten Männer der Stadt und hervorragende Fremde in seinen Räumen vereinigte, zog er jeweilen auch alle Gesandten bei. Große Gewandtheit erleichterte ihm die Erfüllung der einem Landammann obliegenden gesellschaftlichen Pflichten, wie denn überhaupt sein liebenswürdiges und schmiegsames Wesen ihm über die Schwierigkeiten des Jahres 1812, welche weniger nachgiebigen Naturen verhängnisvoll hätten werden können, hinweghalf. Es ist bezeichnend für die hilflose Lage der damaligen Eidgenossenschaft, daß Männer seines Schlages, die es sorgfältig vermieden, durch mutiges und zielbewusstes Eintreten für ihre Überzeugung sich ihre Stellung zu erschweren, besonders geeignet schienen, an der Spitze des Landes zu stehen.

Da gerade erwähnt worden ist, wie Basel im Jahre 1812 zahlreiche und angesehene Gäste beherbergte, so soll der Vollständigkeit halber ein kurioser Fremder nicht vergessen bleiben, der zu jener Zeit in der Stadt viel von sich reden machte. Es ist der im Jahr 1809 entthronte König von Schweden, Gustav IV. Schon 1810 hatte er den Kirchgarten für einige Monate gemietet. Er hielt sich dann zu wiederholten Malen vorübergehend in Basel auf und betrug sich dabei äußerst narriß gegen jedermann. Als er im März 1812 einst zwischen den Bäumen des Münsterplatzes spazieren ging, sah er einen Polizeidiener stehen und fragte ihn, was er da mache. Dieser antwortete ihm: „Ich glaube nicht nötig zu haben, Ew. Majestät darüber Rechenschaft zu geben.“ Da suchte er voll Wut den Landammann Burckhardt auf, um sich zu beschweren. Er fand ihn in der Lesegesellschaft und berichtete ihm die Geschichte. Als man ihn beschwichtigen wollte, brüllte er noch lauter und stürzte davon, indem er die Thüre heftig hinter sich zuschmettete. Dies ist nur ein Beispiel von vielen, wie der Mann sich in unserer Stadt aufführte.

Während die Abgeordneten der Kantone im Posthause zu Basel ihre Sitzungen abhielten, näherte sich Napoleon mit seiner „großen Armee“ den Grenzen Rußlands. Am 24. Juni überschritt das Heer, mit demselben auch die vier Schweizerregimenter, den Grenzfluß Niemen. Am 14. September zog er in Moskau ein. Fünf kostbare Wochen veräumte er dort in vergeblicher Hoffnung auf einen Friedensschluß. Endlich am 19. Oktober trat die Armee, beschwert mit Beutestücken, den verderbenbringenden Rückzug an. Langsam nur und unvollständig drang die Kunde von dem Unglücke, das den Kaiser nun Schlag auf Schlag traf, nach der Schweiz. Die erste Nachricht schöpfte man aus den im „Moniteur“ veröffentlichten, allerdings teilweise lügenhaften Berichten des Kaisers. Das fünfundzwanzigste Bulletin Napoleons gestand zu, daß er Moskau hatte räumen müssen. Dieses Ereignis wurde auch in Basel Mitte November eifrig besprochen. Der schon öfters genannte Buchhändler Flic dachte, daß er in dem Augenblicke, da jedermann mit größter Spannung auf den Ausgang des Riesenkampfes wartete, ein gutes Geschäft machen könnte, wenn er das erwähnte Bulletin nachdrucken und auf den Straßen anbieten lasse. Doch dem Unternehmen wurde ein rasches Ende bereitet. Der vorsichtige Rat untersagte Flic den Verkauf und zitierte ihn vor die Kanzlei. Der Polizeikommissär von Hünningen beschwerte sich nämlich, daß die Basler Frankreich feindselig gesinnt seien. Kein einziges von den französischen Siegesbulletins sei nachgedruckt worden, aber an dem Unglücke hätten sie nun Freude. So ganz Unrecht mochte der Polizeibeamte nicht haben, denn Flic erklärte selbst, daß er bis jetzt keine Bulletins nachgedruckt habe, weil sie doch wenig gekauft worden wären. Ängstlich verbot der Rat auf diese Beschwerde hin dem Buchhändler Flic den Druck politischer Flugblätter, denn man konnte ja nicht wissen, wie rasch Napoleon sich erholen und diejenigen strafen würde, die sich allzufrüh über sein Unglück gefreut hatten. Die Regierung wachte sogar darüber, in welcher Weise sich die Bürger über den Feldzug Napoleons äußerten. Als am 11. November einige Gäste in der Krone das fünfundzwanzigste Bulletin besprachen, mußte sich der Wirt vor der Kanzlei verantworten. Er wurde peinlich darüber ausgefragt, ob dasselbe nicht auf eine für die französische Armee nachteilige Weise ausgelegt worden sei und ob er nicht selbst an verschiedenen Orten ausgestreut habe, daß das Heer des Kaisers sich in einer ungünstigen Lage befinde.

Bald hatte der allmähliche Untergang der „großen Armee“ auch für die Eidgenossenschaft seine Folgen. Frankreich verlangte nämlich Ende November, daß die Ergänzung der schweizerischen Regimenter energisch betrieben werde, da diese große Einbuße erlitten hätten. Um den nötigen Ersatz aufzutreiben, verwies Basel wie andere Kantone auch Nachtschwärmer in französischen Militärdienst. Die vier Regimenter wurden im Laufe des Feldzuges größtenteils aufgerieben. Von den französischen Generalen an die gefährlichsten Posten gestellt, wahrten sie zu einer Zeit, wo das Vaterland nur durch Unterwürfigkeit sein Dasein fristete, den schweizerischen Kriegsruhm. Hervorzuheben

sind namentlich ihre Heldentaten in der dreitägigen Schlacht von Polozk und beim Übergang über die Beresina. (Vgl. Neujahrsblatt von 1879: „Die vier Schweizer-Regimenter in Diensten Napoleons I. 1803—1814.“ Von R. Wieland.)

In den letzten Tagen des Jahres, da Peter Burckhardt Landammann war, verbreitete sich die sichere Kunde, daß die glänzende Armee bis auf armselige Überreste vernichtet sei. Im stillen durfte man aufatmen und hoffen, daß die napoleonische Gewaltherrschaft sich dem Ende zuneige.

Bevor wir zum weiteren Verlauf der Dinge übergehen, soll ein Blick auf die innern Zustände Basels geworfen und kurz geschildert werden, wie während der zweiten Hälfte der Mediation Bildung und Sitten sich entwickelt haben.

II. Über Bildung und Sitten in der zweiten Hälfte der Mediationszeit.

Trotz des schweren Druckes, welcher auf der Eidgenossenschaft lastete, trotz des vielfachen Elendes, das Napoleon durch seine Rücksichtslosigkeit über die Kantone brachte, tröstete man sich damals in unserem Lande mit der Tatsache, daß der Schweiz ein weniger schlimmes Los als andern Ländern zu teil geworden sei, da die Feldzüge des Kaisers ihr Gebiet nicht verheerten. Wenn man gar zurückdachte an die Jahre der Helvetik mit ihren politischen Kämpfen und ihrem Kriegselende, so erschien im Vergleiche mit jener Zeit die Mediation als eine Periode der Ruhe. Es ist schon im letzten Neujahrsblatte angedeutet worden, wie auch Basel von 1803 an des wiedergewonnenen ruhigen Behagens sich freute. Man blieb aber dabei nicht stehen, sondern suchte die friedliche Zeit auszunutzen, um das Schlimme, das die Revolution mit dem Guten zugleich gebracht hatte, zu beseitigen. Gemeinnützige Männer trachteten darnach, der Verwilderung und Lockerung der Sitten zu steuern und das Schulwesen, das namentlich auf dem Lande noch in einem kläglichen Zustande sich befand, zu heben. Diese Bestrebungen wurden in der zweiten Hälfte der Mediation fortgesetzt. Im Jahre 1808 erschien eine Schulordnung, welche darauf hinzielte, durch einen zweckmäßigen Jugendunterricht die Bewohner der Landschaft nach und nach wieder in die Schranken der Ordnung zurückzuführen. In sechs Dörfern entstanden neue Schulen. Sommer und Winter sollte regelmäßig unterrichtet werden, des Tages fünf Stunden. Die Eltern wurden bei nachlässigem Schulbesuche ihrer Kinder verantwortlich gemacht. Den Dürftigen zahlte man das Schulgeld, damit ihnen nicht ihre Armut als Ausrede dienen konnte, wenn sie den Unterricht versäumten. Als Schulbücher waren das Neue Testament und ein Lesebuch vorgesehen. Fünf Dörfern wurden für die unbemittelten Kinder die Bücher von der

gemeinnützigen Gesellschaft geschenkt, die in Erinnerung daran, daß ihrem Stifter Jsaak Zsclin die Verbesserung der Landschulen besonders am Herzen lag, sich während der Mediation um das Erziehungswesen vorzüglich verdient machte, wie sie schon zur Zeit der Helvetik Erhardt Schneider, der später Lehrer in Sissach wurde, auf ihre Kosten nach Burgdorf in das Institut Pestalozzis gesandt hatte, damit er sich dessen Methode aneigne. Eine Anzahl Exemplare des Neuen Testaments, des Müllheimer Lesebuchs, des Rochowischen Kinderfreundes und auch einige von Gellerts Oden sandte sie 1808 in das Baselbiet hinauf. Anfangs kostete es allerdings Mühe, den Schulzwang durchzuführen und die neue Einrichtung der Schulen in Gang zu bringen, da viele Eltern es nicht für nötig hielten, ihre Kinder mehr lernen zu lassen, als sie selbst gelernt hatten.

Auch in der Stadt wuchs die Zahl der Bildungsanstalten. 1810 entstand unter der Leitung Christoph Bernoullis die philotechnische Anstalt; sie war für die zukünftigen Kaufleute und Fabrikanten bestimmt. Auf den 1. Januar 1813 wurde die von der gemeinnützigen Gesellschaft gegründete Töchterchule eröffnet. Dieselbe Gesellschaft erweiterte auch die früher schon gestiftete Zeichnungsschule. Den Leseeifer der Jugend suchte sie durch die Gründung einer für sie bestimmten Bibliothek in richtige Bahnen zu lenken. Im Jahre 1807 wurde mit 660 Bänden begonnen, die Darstellungen aus der Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen, Biographien und moralische Erzählungen enthielten. Nach einem Jahre schon zogen sich viele Abonnenten zurück, wahrscheinlich weil sie nicht die gewünschten Romane, keine Räuber- und Rittergeschichten vorfanden. Die Direktion der Bibliothek kam nun dem herrschenden Geschmacke, soweit es mit ihren Zielen vereinbar war, entgegen, indem sie auch passende französische Bücher, nach denen die Leser besonders häufig verlangten, anschaffte. Bald mehrte sich die Zahl der Abonnenten wieder. Im Bericht über das Jahr 1810, das für Basel wie für die ganze Eidgenossenschaft ein äußerst schweres gewesen ist, heißt es in Hinsicht auf das zunehmende Lesebedürfnis: „Je weniger die wirkliche Welt anziehendes in unsern Zeiten hat, je mehr man sich so manchen andern Genuß versagen muß, desto lebhafter fühlt man sich zur Lesewelt, zu den Erzählungen einer glücklicheren Vergangenheit und zu den Schöpfungen einer alles verschönernden Einbildungskraft hingezogen.“

Von dem regen Interesse, das man in jener Zeit der Erziehung und Ausbildung der Jugend von neuem entgegenbrachte, blieb auch die ehrwürdige Universität nicht unberührt. Schon im Jahre 1805 war durch den großen Rat eine besondere Universitätskommission eingesetzt worden mit dem Auftrage, „darüber zu beraten und ein Gutachten abzugeben, wie die Universität auf eine den Zeiten angemessene Weise könne eingerichtet und gemeinnütziger gemacht werden.“ Jahrelang zogen sich ihre Beratungen hin. Endlich im Frühjahr 1812 kam sie zu dem Schlusse, daß es nichts nütze, einzelne Teile der Universitätsorganisation zu verbessern, sondern es müsse „das ganze Gebäude abge-

brochen und nach einem richtigen Plane neu aufgeführt werden.“ Während es doch die Pflicht der Regierung sei, alle Mittel anzuwenden, um in diesen Zeiten, wo Handel und Gewerbe stockten, der Jugend durch sorgfältige Bildung und zweckmäßigen Unterricht das künftige Fortkommen in jedem Stand zu erleichtern, habe sich gezeigt, daß die Anzahl der Vorlesungen und die Einrichtung der Lehrkurse keineswegs geeignet seien, den Studierenden in allen Fakultäten hinlängliche Kenntnisse zu geben. Eine Besserung sei aber nicht möglich, so lange der Universität nicht die im Jahre 1460 und nach der Reformation erteilten Privilegien entzogen würden. Der am Ende des Jahres 1812 erwählte Bürgermeister Joh. Heinrich Wieland unterstützte am 17. Mai 1813 vor dem großen Räte die im Gutachten der Universitätskommission entwickelten Ansichten mit warmen Worten. Er betonte nochmals, daß die Vorrechte der Universität das Hindernis jeder wesentlichen Besserung bildeten und fügte alsdann folgende, für den in den Ideen der Aufklärung aufgewachsenen bezeichnende Worte bei: „In unsern Tagen ist es keine bestrittene Frage mehr, ob das Volk aufgeklärt und gebildet werden solle. Wissenschaftliche Kenntnisse sind ein Bedürfnis jedes Standes und Bildung und Veredlung des Bürgers die erste Pflicht einer gut denkenden Regierung Der wissenschaftlichen Bildung allein verdankt eine Nation ihre Glückseligkeit, Handel und Gewerbe ihre nützlichsten Entdeckungen, der Landbau seine Bervollkommnung und jeder Mensch seine fröhlichsten und genußvollsten Empfindungen.“ Zwei Tage später hob der große Rat trotz des Widerstandes der Professoren die alten Privilegien der Universität auf. Sie wurde wie sämtliche Schulen und Lehranstalten unter die Oberaufsicht der Regierung gestellt, und die Universitätskommission erhielt den Auftrag, einen Entwurf für die neue akademische Bildungsanstalt auszuarbeiten.

Was die wissenschaftlichen Bestrebungen während der Mediationszeit im allgemeinen betrifft, so zeichnen sie sich durch ihre vaterländische Richtung aus. Die Geschichte und Naturbeschaffenheit des Schweizerlandes bildeten vorzüglich den Gegenstand gelehrter Forschungen. Mit Vorliebe wurde die lokale Historie gepflegt. So gab Markus Luz, Pfarrer in Läuelfingen, im Jahre 1809 eine Basler Chronik heraus. Die Naturwissenschaft widmete sich mit Eifer der Erforschung der Alpen. Die Herstellung von Karten nahm einen raschen Aufschwung. Zum erstenmale wurden in einzelnen Kantonen Vermessungen des Terrains auf streng geometrischer Grundlage vorgenommen. In Basel unterzog sich Professor Daniel Huber dieser Aufgabe.

Wenn auch verschiedene gelehrte Unternehmen zu nennen sind, so rückte doch das von Bürgermeister Wieland ausgesprochene Ideal einer durch alle Stände verbreiteten wissenschaftlichen Bildung noch nicht nahe. Wenigstens beklagten sich die Buchhändler unserer Stadt, „daß ihr Absatz sich beinahe nur auf gebundene Andachtsbücher, Wörter- und Comptoirbücher beschränke.“ Die Mediationszeit war dazu geschaffen, ruhige Bürger heranzuziehen, die sich um nichts bekümmerten, als was sie gerade

nahe anging. Während heutzutage jedermann zum mindesten eine Zeitung oder Zeitschrift zur Verfügung hat, in der er sich über alles Wissenswerte orientieren kann, mußte sich in jenen Jahren der einfache Bürger mit dem Kantonsblatte und dem Avisblättchen begnügen, das Dienstbotenstellen vermittelte und verlorene oder gefundene Gegenstände aufzählte. Wer über wichtige politische Ereignisse Auskunft haben wollte, war genötigt, die „Allgemeine Zeitung“ oder französische Blätter zu halten. Das Schicksal des Buchhändlers Flick liefert den besten Beweis dafür, wie es zur Mediationszeit in Basel schwer hielt, mit der Herausgabe eines Blattes auf einen grünen Zweig zu kommen. Im Jahre 1808 versuchte er als Ersatz für den „aufrichtigen Schweizerboten“ Bschoffes, der einige Zeit in Basel nicht verkauft werden durfte, ein „Gemeinnütziges Wochenblatt für alle Stände“ herauszugeben. Dieses scheint sich aber nur durch den Titel von dem Schweizerboten unterscheiden zu haben. Bald darauf machte der Rat dem Unternehmen Flicks ein Ende und verbot überhaupt, politische Zeitungen herauszugeben. Die Furcht vor Frankreich führte die Regierung zu solcher Engherzigkeit. Sobald Napoleon im Felde stand, suchte sie vollends jede gedruckte Nachricht zu verhindern, um der Bürgerschaft den Stoff zu politischen Diskussionen zu entziehen.

Es ist bis jetzt gezeigt worden, wie die stilleren Jahre der Mediation einer Hebung der Bildungsanstalten günstig waren, wie daneben aber bei manchem Bürger eine gewisse Interesselosigkeit vorherrschte, welche durch die politische Abhängigkeit nur gesteigert werden konnte. Die Mehrzahl mochte die im Innern des Landes wiederhergestellte Ruhe wohl darum loben, weil man sich des Lebens wieder freuen konnte. Mit Behagen genoß man von neuem die gesellschaftlichen Vergnügungen, feierte Familienfeste und zeigte dabei gerne, daß man es vermochte. Der Rat beschränkte deshalb im Jahre 1810 „zur Vorbeugung übermäßigen Aufwandes“ die Anzahl der Kutschen bei einer Hochzeit auf acht. Es wurde auch genau vorgeschrieben, welchen Wert die Hochzeitsgaben nicht überschreiten durften; nur die nächsten Verwandten brauchten sich an die Verordnung nicht zu kehren. Maskeraden und Fastnachtsbelustigungen blühten wieder auf. Allerdings verging den Baslern die Lust zu solchem Scherze bald, als vom Jahre 1810 an Handel und Gewerbe gänzlich darniederlagen. Im Jahre 1812 stellte man den Carneval in den Dienst der Wohltätigkeit, indem man für das abgebrannte Sargans sammelte. 1813 wurden in Anbetracht der schlimmen Zeiten Fastnachtsumzüge und Maskeraden gänzlich verboten. Das Theater führte ein bescheidenes Dasein im sogenannten Ballenhaufe. Bald spielten deutsche, bald französische Truppen einige Monate in dem finstern Bau, welcher an der Stelle der jetzigen Turnhalle an der Theaterstraße stand. Große Anforderungen wurden dabei nicht gestellt. Bessere Leistungen als im Theater wurden den Einwohnern Basels im Konzerte geboten. Das musikalische Leben scheint während der Mediation einen Aufschwung genommen zu haben, wie unter anderm die Aufführungen bei der Eröffnung der Tagfakung in den Jahren 1806 und 1812 beweisen. So fehlte es nicht an Ge-

nüssen, welche die Bewohner der Stadt über das unbefriedigende Dasein, wie besonders die spätern Jahre der Mediation es boten, hinwegtäuschen sollten. Doch die Ungunst der Zeiten störte die Bürger öfters in ihren Vergnügungen, und die folgenschweren Ereignisse des Jahres 1813 verdrängten vollends jede Behaglichkeit.

III. Das Ende der Mediation.

a. Die Stimmung im Frühjahr 1813.

Seit dem Anfange des Jahres 1813 standen an der Spitze Basels Joh. Heinrich Wieland als Amtsbürgermeister und als zweiter Bürgermeister Peter Burckhardt, der am 1. Januar die Würde eines Landammanns an Reinhard von Zürich übergeben hatte. Wieland war an die Stelle von Sarasin getreten. Der letztere hatte im November 1812 seine Entlassung begehrt, nachdem er bis zum 81. Jahre dem Staate seine Dienste gewidmet hatte. Er fand an dem Staatschreiber Wieland einen im kräftigsten Mannesalter stehenden Nachfolger, auf dessen Erfahrung und staatsmännische Gewandtheit die Bürgerschaft die größten Hoffnungen setzte. Er war der einzige der zur Mediationszeit gewählten Bürgermeister, der auch während der Helvetik tätigen Anteil an der Staatsverwaltung genommen hatte. Geboren im Jahre 1758, arbeitete er sich zur Zeit des alten Regime als Kanzleisekretär, als Schultheiß des Gerichts und als Stadtschreiber zu Viefstal in die Regierungsgeschäfte ein. Nach der Staatsumwälzung von 1798 wurde er Präsident der Verwaltungskammer; die Stelle eines Finanzministers der helvetischen Republik lehnte er ab, hingegen ließ er sich zum Senator und bald hernach zum Regierungstatthalter des Kantons Basel wählen. 1803 war er Mitglied jener Regierungskommission, welche die Mediationsverfassung in Basel einzuführen hatte. Im gleichen Jahre wurde ihm das Amt eines Staatschreibers übertragen.

Am 2. Januar 1813 eröffnete Wieland zum erstenmal die Ratsitzung mit einer Anrede. In behutsamer Weise, wie man es in jenen Zeiten gelernt hatte, berührte er die allgemeine Lage des Vaterlandes. „In diesen verhängnisvollen Zeiten“ sei es für sein Herz „das dringendste Geschäft“, der Vorsehung dafür zu danken, daß der Schweiz Verfassung und Unabhängigkeit erhalten geblieben sei. Bei allem Glende, das manche Familie betroffen habe, müßten die Klagen verstummen, wenn man die eigene Lage mit derjenigen benachbarter Staaten vergleiche. So lautete immer wieder der einzige Trost, den die Regierung der Bürgerschaft spenden konnte. Daneben fuhr sie fort, mit peinlicher Genauigkeit die Äußerungen der Einwohnerschaft zu überwachen, damit ja nicht die Schicksale Napoleons in Rußland die Bürger zu unbedachten Schritten hinreißen sollten. Jede Kundgebung, die irgendwie als ein Wiedererwachen nationalen Selbst-

bewußtseins gelten konnte, wurde sorgfältig vermieden. Als im Februar 1813 der schon genannte Pfarrer Markus Luz in einer Beilage zum Wochenblatt seine Mitbürger dazu aufforderte, den Helden von St. Jakob ein Denkmal zu errichten, da verbot der Rat, eine Sammlung zu diesem Zwecke zu eröffnen; zugleich tadelte er die Censurbehörde, weil sie den Druck des Aufrufes nicht verboten hatte. Luz hatte unter anderm geschrieben: „So nahe den Gefilden, auf welchen einst in mörderischer Schlacht unsrer Stadt Schicksal entschieden wurde, erwägen so wenige, was Kraft und Taten erweckt, zittern für des eigenen Seins Fortdauer im gigantischen Streit unsrer Periode.“ Der Rat mochte befürchten, daß es von französischer Seite übel aufgefaßt werden könnte, wenn ein Hinweis auf den Kampf gegen die Scharen des Dauphins von Frankreich nun dazu dienen sollte, Mut und Selbstbewußtsein zu erwecken. Gerade in jenen Tagen beklagte sich der französische Gesandte über die frechen Reden, die in der Schweiz öffentlich geführt und über die Schmähschriften, die zum Nachtheile Frankreichs verbreitet würden. Kaum hatte der Napoleon gegenüber immer noch dienstfertige Landammann Reinhard die Kantonsregierungen dringend ermahnt, die parteiüchtigen Äußerungen und das Verbreiten von politischen Neuigkeiten zu unterdrücken, so beschwerte sich Graf Talleyrand, daß die Zeitungen von Lausanne und Zürich entstellte Nachrichten brächten, daß man sich in Basel mit Spottschriften und Karrikaturen über die Franzosen lustig mache und mit Vorliebe die „Allgemeine Zeitung“ lese. So ganz aus der Luft gegriffen waren diese Vorwürfe nicht. Im Vorzimmer des Ratsaales war eine angebliche Proklamation des russischen Kaisers herumgeboten worden, die heftige Ausfälle gegen Napoleon enthielt. Doch solche Schmähungen waren keine Vorboten größerer Taten. Allzu tief saß seit Jahren die Furcht vor Frankreich; man wagte nicht, den Gehorjam zu kündigen. Als Napoleon, der den Ländern Europas beweisen wollte, daß er den Mut nicht im geringsten verloren habe, ein neues Heer zusammentrieb und seinen Vasallenstaaten einen noch größeren Tribut an Menschen abpreßte als bisher, da ermahnte der Landammann im Interesse des ruhigen Daseins der Eidgenossenschaft zur Geduld. Mit einem solchen Bundeshaupte war nicht an ein selbstständiges Auftreten gegenüber dem Kaiser zu denken. Er schien überhaupt jede kräftige Maßregel vermeiden zu wollen. So schreckte er vor einer schweizerischen Nationalbewaffnung zurück, welche der Staatsrat von Bern vorschlug, damit die Eidgenossenschaft in dem von neuem bevorstehenden europäischen Kriege gerüstet dastehet.

Schon schickte Napoleon sich an, den Rhein zu überschreiten, um den Kampf gegen Preußen und das mit ihm verbündete Rußland aufzunehmen. Nicht länger hatte König Friedrich Wilhelm III. angesichts der Kriegsbegeisterung, von der alle Klassen der Bevölkerung ergriffen wurden, zögern dürfen. Im Monat März erschien sein Aufruf „An mein Volk“ und „An mein Kriegesheer“. Zwei Monate später, nachdem der französische Kaiser den Thüringerwald überschritten hatte und der Elbe sich näherte, wurden die

ersten Schlachten des Freiheitskrieges geschlagen. In unserm Lande hoffte man, diesem Kampfe aus sicherer Ferne zuschauen zu können. Am 17. Mai 1813 sprach Bürgermeister Wieland vor dem großen Räte Basels die Worte: „Der ewigen Vorsehung sei es gedankt, daß unser geliebtes Vaterland einer ungestörten Ruhe genießt und daß dem schweizerischen Staatsvereine weder Gefahr und Beeinträchtigung von außen, noch Zerwürfniß und Uneinigkeit von innen drohen.“

b. Die Grenzbesetzung bei Basel.

Unerwartet schnell trat an die Kantone die Notwendigkeit heran, zu den europäischen Ereignissen Stellung zu nehmen. Nachdem die kriegsführenden Mächte sich im Sommer einen kurzen Waffenstillstand gegönnt hatten, brach der Kampf von neuem los. Jetzt trat auch Osterreich auf die Seite von Preußen und Rußland, und damit war die Möglichkeit gegeben, daß der Krieg sich rasch den Grenzen der Schweiz näherte, wenn das Kriegsglück Napoleon verlassen sollte. Sogleich forderte deshalb der Landammann die Kantone auf, den dritten Teil ihres Kontingentes bereit zu halten. Oberst Ziegler erhielt den Befehl, vorläufig mit 18 Kompagnien in Graubünden einzumarschieren. In Basel wurde wiederum Oberstleutnant Lichtenhahn die Mobilmachung der Truppen übertragen. Am 10. Oktober ließ er die aufgebotenen drei Kompagnien auf dem Münsterplatze zu einer Musterung antreten. Bedenkt man, wie wenige Tage später die wichtigsten Ereignisse Schlag auf Schlag erfolgten und zur Eile drängten, so berührt es uns fast komisch, wenn wir erfahren, wie damals angelegentlich Einzelheiten der Ausrüstung besprochen wurden. An der Inspektion sah man nämlich Röcke von drei verschiedenen Farben und neben einigen dreieckigen Hüten Tschakos von vier verschiedenen Qualitäten. Der Kriegsrat trachtete deshalb nach einer einheitlichen Bekleidung, aber eine solche ließ sich nicht im Laufe einiger Wochen durchführen. Was wollten auch derartige äußerlichkeiten bedeuten angesichts der folgenschweren Meldungen, die vom Kriegsschauplatze einliefen? In kurzer Zeit errangen die Verbündeten vier Siege über die Franzosen. Anfangs Oktober fiel der östliche Nachbar der Eidgenossenschaft, das Königreich Bayern, von Napoleon ab, was für die Schweiz von großer Wichtigkeit war. Solche Ereignisse bewogen den Landammann, eine außerordentliche Tagssatzung auf den 15. November einzuberufen, damit sie sich über eine Neutralitätserklärung ausspreche. Er entschloß sich dazu noch bevor sich in der Schweiz die Kunde von der Schlacht bei Leipzig verbreitete. Erst am 2. November wagten es die „Gemeinnützigen schweizerischen Nachrichten“, den dreitägigen Kampf zu schildern, der das Schicksal Napoleons besiegelte.

Zugleich mit dieser entscheidenden Botschaft erhielten die Basler die Nachricht, daß der Landammann, ohne die Tagssatzung abzuwarten, dem Obersten von Herrenschwand den Befehl gegeben habe, die Sicherung der westlichen und nordwestlichen Grenze zu

übernehmen und sein Quartier zu diesem Zwecke in Basel aufzuschlagen. Sein Kommando erstreckte sich anfänglich auf ein Bataillon und eine Abteilung Artillerie. Reinhard hatte sich zu diesem Schritte aufgerafft, weil ihm gemeldet worden war, daß sich in der Nähe von Hünningen französische Truppen ansammelten. Die Basler trafen übrigens schon vorher von sich aus einige Sicherheitsmaßregeln. Die Wachen an den Toren wurden verdoppelt. Die Brücken über die Birs und die Wiese schloß man nachts mit Schlagbäumen. Pfähle mit der Inschrift „Schweizergrenze“ sollten den kriegführenden Armeen andeuten, welches Gebiet sie nicht betreten dürften. Um das Publikum vor unbedachten Schritten zu warnen, ließ die Regierung in allen Kaffee- und Weinhäusern eine Publikation anschlagen. „Da sich der Kriegsschauplatz unsern Grenzen nähert,“ so begann dieses Schriftstück, „und die Eidgenossenschaft kein höheres Glück kennt, als die Beibehaltung einer genauen Neutralität, so erwarten wir in diesem wichtigen Zeitpunkt, daß alle unsere Bürger und Einwohner zu Stadt und Land sich so benehmen, wie es von ruhigen und vaterlandsliebenden Bürgern erwartet werden kann.“ Am 9. November rückte das erste eidgenössische Bataillon ein; ein zweites folgte nach einigen Tagen. Mit Hilfe dieser Truppen sollte Oberst Herrenschwand laut seiner ersten Instruktion die Grenzen von St. Moritz im Wallis bis Laufenburg am Rhein sichern, für Ruhe im Innern sorgen und zugleich Nachrichten über militärische Bewegungen in der Nachbarschaft einziehen. Später wurde sein Kommando auf die Kantone Basel und Aargau, und in letzterem vom Einfluß der Aare in den Rhein bis Kaiser-Augst beschränkt. Herrenschwand zeigte erst zwei Tage, nachdem er die Stadt betreten hatte, der Regierung seine Ankunft an. Es wäre im Interesse eines guten Einverständnisses wünschbar gewesen, daß er sich mehr beeilt hätte, besonders da er in seinem Schreiben betonte, der Landammann setze bei der Ausführung seiner Instruktionen wechselseitiges Vertrauen zwischen der Stadt und den eidgenössischen Offizieren voraus. Daß zwischen den Behörden Basels und Herrenschwand bald eine Spannung eintreten würde, war zu erwarten, da seine Befugnisse nicht genau abgegrenzt waren. Dazu kam, daß der eidgenössische Kommandant die Gebietsverhältnisse noch nicht kannte. Die Regierung sah sich am 12. November genötigt, ihm ihre Bedenken darüber zu äußern, daß vor der Stadt noch keine Vorposten aufgestellt seien, während doch erhaltenen Berichten zufolge bedeutende Truppenmassen der Alliierten, die den französischen Kaiser auf seinem Rückzuge vom Schlachtfelde bei Leipzig nach dem Rheine verfolgt hatten, in die benachbarten badischen Ortschaften einzurücken beabsichtigten. In der verflossenen Nacht habe man sogar sechs badische Reiter auf Basler Gebiet bei der Ahybeck beobachtet.

So waren also an der schweizerischen Grenze Vorboten der Verbündeten erschienen, bevor die Tagsatzung eröffnet wurde. Die Abgeordneten der Kantone traten am 15. November in Zürich zusammen. Von Basel erschienen Bürgermeister Wieland und Staatsrat Oberst Stehlin. „Mit mehr oder weniger Wortgepränge,“ wie Wieland sich aus-

drückte, beschloffen die Tagsatzungsabgeordneten, daß die Schweiz in dem Kampfe der Alliierten gegen Napoleon eine neutrale Stellung einnehmen sollte. In der am 18. November erlassenen Erklärung heißt es, daß die Eidgenossenschaft, althergebrachten Grundsätzen getreu, es als ihre heilige Pflicht ansehe, sich in dem gegenwärtigen Kampfe vollkommen neutral zu verhalten. Die Tagsatzung hege die zuversichtliche Überzeugung, daß die kriegführenden Mächte das Schweizergebiet nicht berühren würden. Beding von Schwyz und Escher von Zürich mußten mit diesem Schriftstücke ins Hauptquartier der Alliierten nach Frankfurt reisen, Rüttimann von Luzern und Wieland nach Paris.

Mit großer Feierlichkeit war auf dem Papiere die Neutralität ausgesprochen worden; die Hauptfrage war nun, welche militärischen Mittel bewirken sollten, daß die kriegführenden Mächte diese Erklärung ernsthaft nahmen. Da offenbarte es sich sogleich, daß von Anfang an kein fester Wille vorhanden war. Nur langsam rückten die Beratungen über das Aufgebot vorwärts, nachdem schon der Landammann zwei kostbare Monate gebraucht hatte, bis er sich aus seiner Unentschlossenheit aufraffte und eine Tagsatzung einberief. Aus Furcht vor großen Unkosten fand man nicht den Mut zu energischen Maßregeln. Das Ergebnis der Beratungen war, daß nur das einfache Kontingent von 15 200 Mann aufgeboten werden sollte, während etwa 50 000 Mann nötig gewesen wären. Als General wurde wiederum Wattenwyl gewählt.

Es macht den Eindruck, als ob man im Falle eines Heranmarsches der Alliierten entweder auf die sichere Wirkung der Neutralitätserklärung baute oder zum voraus an dem Erfolg auch eines größeren militärischen Kraftaufwandes zweifelte. Im stillen hegte man wohl die Hoffnung, daß sich die kriegführenden Armeen wie in den Jahren 1805 und 1809 überhaupt nicht der Schweizergrenze nähern würden. Von Napoleon mußte das Schriftstück vom 18. November selbstverständlich mit Beifall aufgenommen werden, denn es diente, wie die Dinge lagen, nur zu seinem Vorteil. Hingegen konnten die alliierten Mächte von vornherein der Eidgenossenschaft die Neutralität absprechen, da ja vier Schweizerregimenter im Dienste Frankreichs standen. Kurz vor der Tagsatzung war sogar wiederum eine Mahnung ergangen, die Werbung neuer Truppen zu beschleunigen. Glücklicherweise hatten die italienischen Truppen am 5. November das Tessin geräumt, sonst wäre die schweizerische Neutralität in noch zweifelhafterem Lichte dagestanden.

Fragen wir uns, welche Stimmung in der Eidgenossenschaft in Hinsicht auf die Neutralitätserklärung herrschte, so müssen wir uns mit Vermutungen begnügen. Ausschlaggebend war für die einzelnen Parteien und Klassen die Stellung, welche sie zum napoleonischen Systeme und zur Mediationsverfassung einnahmen, denn ihr Bestand war mit der Erhaltung der Neutralität eng verknüpft. Von den regierenden Kreisen, die sich unter der Vermittlungsakte, von der Bevormundung durch Frankreich abgesehen, wohl befanden, wurde dem Volke selbstverständlich neutrale Haltung als vaterländische Pflicht dargestellt. Sie konnten sich dabei auf das alte Herkommen berufen, da seit 1516

die Schweiz keinen fremden Krieg mehr zu dem ihrigen gemacht hatte. Im Gegenseite dazu zogen die sogenannten Aristokraten, die sich nach einer Herstellung der Zustände vor 1798 sehnten, begreiflicherweise einen Anschluß an die Alliierten vor. Was den bürgerlichen Mittelstand betrifft, so mußte er der Mediation insofern dankbar sein, als er unter ihrem Schutze der Ruhe genossen hatte, war aber gegen Napoleon wegen des Rückganges von Handel und Gewerbe aufgebracht. Die ärmeren Klassen hatten durch die Arbeitslosigkeit, welche infolge der Kontinentalsperre an vielen Orten eingetreten war, und durch den Menschentribut, den der französische Kaiser für seine Kriege forderte, derart gelitten, daß bei der allgemeinen Erbitterung für die Mehrheit des schweizerischen Volkes es nahe gelegen hätte, sich seinen Feinden anzuschließen. Doch es war während der Mediation so beharrlich dazu erzogen worden, in politischen Dingen keine Meinung zu äußern, daß man von ihm nicht einen plötzlichen Entschluß erwarten durfte. Die Katastrophe trat überhaupt gegen das Ende des Jahres mit solcher Schnelligkeit ein, daß die öffentliche Meinung in den einzelnen Kantonen sich vorher nicht abklären konnte. Es ist im allgemeinen anzunehmen, daß hauptsächlich die innern Orte von Franzosenhaß erfüllt waren, während die Mehrzahl der neuen Kantone, das heißt ihre Regierungen, wie alle diejenigen, die in der Niederlage Frankreichs die Errungenschaften der Revolution gefährdet sahen, französisch gesinnt waren. Über Basel wurde damals in der Allgemeinen Zeitung das böshafte Wort geschrieben, daß es seine Sympathien von den ihm gewährten Handelsvorteilen abhängig mache. Ganz ungerechtfertigt scheint die Bemerkung nicht gewesen zu sein. Auch Oberst Herrenschwand schreibt in der Verteidigungsschrift, in der er sein Verhalten bei der Grenzbefezung begründete, daß Handelsverhältnisse die politische Meinung der Einwohner bestimmten.

Wohl keine Stadt erwartete mit größerer Ungeduld die Beschlüsse der Tagssatzung und die Anerkennung der Neutralität durch die kriegführenden Mächte als Basel. Seit der zweiten Hälfte des Monates November wuchs die Erregung der Bürgerschaft zusehends. „Alles ist in einigem Alarm wegen der Neuheit der Dinge und unserer Lage,“ schrieb Staatsrat Abel Merian am 23. November an den in Zürich weilenden Bürgermeister Wieland. Am Tage vorher waren nämlich 200 österreichische Husaren und einige Kosaken in Lörrach angekommen. Mit Recht tadelte Merian die Langsamkeit der Tagssatzung. Er wünschte, daß sie nicht „so ganz reichstagsmäßig“ verfahren, sondern die Gesandtschaft nach dem Hauptquartier der Alliierten beschleunigen möchte. Es entsprach wohl der in Basel vorherrschenden Stimmung, wenn er die Ansicht aussprach, daß nur Anerkennung der Neutralität Trost bieten könnte, da ja doch alle noch so einmütig gefaßten Entschlüsse und militärischen Anstalten die Schweiz nicht vor Elend zu retten vermöchten.

Was an Truppen sich nach und nach in der Stadt und in ihrer Umgebung sammelte, war bescheiden genug. Es wurde Mitte Dezember, bis sich ungefähr 4000

Mann eingefunden hatten. Diese bildeten unter dem Befehle von Oberst Herrenschwand die zweite Division der eidgenössischen Armee; etwa die Hälfte davon rückte mit der Zeit in Basel ein, die übrigen bezogen der Grenze entlang, von Basel bis Stein Quartier. Die peinliche Lage, in der sich Herrenschwand befand, wurde noch verschlimmert durch die unbestimmten und teilweise sich widersprechenden Instruktionen, die ihm der Landammann und General Wattenwyl im Laufe der Monate November und Dezember zukommen ließen. Aus denselben geht hervor, daß an höchster Stelle von Anfang an die Überzeugung herrschte, Basel könne gegen einen ernsthaften Angriff nicht verteidigt werden. Klein-Basel sollte der Oberst überhaupt nur als Vorposten behandeln. Der Feind war an dessen Toren bloß hinzuhalten, damit Zeit für die Verteidigung der Rheinbrücke gewonnen wurde. Die letztere mußte er zum voraus teilweise abdecken lassen. Wenn eine Armee den Übergang zu erzwingen suchte, so sollte er sich, trotzdem man die Stadt für unhaltbar ansah, zur Wehre setzen, dabei es aber ja nicht zu einem Bombardement kommen lassen, sondern vorher den Rückzug antreten. Ein solcher Widerstand wäre, wie Herrenschwand sich nachträglich ausdrückte, nur eine zwecklose „Paradeverteidigung“ gewesen. Das einzige, worauf man es bei den militärischen Vorkehrungen ab sah, war, die Stadt gegen einen plötzlichen Überfall zu sichern. Zu diesem Zwecke erhielt der Divisionskommandant in einer Instruktion vom 20. November den Befehl, die Tore, Fallgitter, Fallbrücken und Schlagbäume ausbessern zu lassen und alle Teile der Stadtmauer, von welchen die Zugänge zu den Toren bestrichen werden könnten, in Verteidigungszustand zu setzen.

Herrenschwand äußerte bald nach seiner Ankunft in einer Unterredung mit Bürgermeister Burckhardt, Staatsrat Merian und Dreierherr Staehelin seine Bedenken über die hilflose Lage der Stadt. Alles zur Defensive dienliche befände sich in schlechtem Zustande. Die Tore seien schwach und ohne Fallbrücken, ein Übergang über den Rhein könne kaum verwehrt werden. Man erwiderte ihm, daß „die Regierung aus Gründen die Vernachlässigung der Festungswerke beschlossen habe, indem man die Stadt gegen eine feindliche Macht nicht zu verteidigen gedenke, solche auch nicht soutenable sei, ohne daß eine große Garnison und sehr bedeutende Außenwerke müßten errichtet werden, welche die Eidgenossenschaft kaum vornehmen würde.“ Der Oberst stimmte der letztern Ansicht bei, im übrigen schien er sich in einiger Verlegenheit zu fühlen, da er noch nicht recht wußte, wie weit er in seiner Stellung zu gehen habe. Am folgenden Tage jedoch nahm Herrenschwand eine entschlosseneren Haltung an. Bevor ihm die Instruktion vom 20. November zukam, drang er in einer Zuschrift an Bürgermeister und Rat darauf, daß die Tore, welche sich in einem Zustande des Verfalls befanden, unverzüglich ausgebessert würden. Bald darauf stellte er der Regierung die Notwendigkeit dar, bei jedem Stadttore eine Kompanie in einem Hause oder in einer eigens dazu errichteten Baracke unterzubringen, da in Allarmfällen die in entfernten Kasernen oder in Privatwohnungen

verteilten Truppen nicht mit der nötigen Eile zur Stelle sein könnten. Das St. Johannotor, das Äschen- und das Riehentor wurden gesperrt. Die teilweise in Niestal, teilweise in der Klingentalkaserne liegenden Kompagnien des Bataillons von Erlach rückten in der großen Stadt ein. Eine Kompagnie erhielt nahe bei der Rheinbrücke Quartier. Ferner wurden die nach Klein-Hüningen und Riehen entsandten Truppen größtenteils an die Tore zurückgezogen, da Herrenschwand wenigstens für den Fall eines plötzlichen Angriffes möglichst gut gerüstet sein wollte. Anfang Dezember trafen noch drei Kompagnien aus Solothurn ein. Die Stadt gewann nach und nach ein kriegerisches Aussehen. In einer Korrespondenz der Allgemeinen Zeitung hieß es damals: „Unsere Stadt sieht einem vollkommenen Waffenplatz ähnlich. Auf den öffentlichen Plätzen und an allen Ecken sieht man Schweizer Truppen von den Kantonen Basel, Bern, Zürich, Solothurn und Glarus voll militärischer Tätigkeit. Auf und bei der Rheinbrücke, wovon ein Teil der einen Seite abgetragen ist, sind Kanonen aufgepflanzt. Drei Tore der Stadt sind zugemauert und verrammelt, indem man nicht hinreichend Truppen hat, um alle gehörig zu besetzen, und auf den Wällen, welche schon zum Teil abgetragen waren, Kanonen aufgeführt. Ob man mit allen diesen Maßregeln die Neutralität behaupten wird, ist wohl noch eine große Frage.“

Die militärische Einquartierung und die von Herrenschwand getroffenen Anordnungen störten manchen Bürger aus seiner Ruhe auf. Schon aus diesem Grunde bejaß der Divisionskommandant die Sympathie der Einwohnerschaft nicht, und es konnte etwa vorkommen, daß ihm dies deutlich zu erkennen gegeben wurde. Als die Hausbesitzer der kleinen Stadt, deren Gärten an die Ringmauer stießen, am 26. November den Befehl erhielten, in den Zäunen eine vier Fuß breite Öffnung anzubringen, damit im Notfalle die zur Verteidigung bestimmten Truppen sich der Mauer nach von einem Punkte zum andern ziehen könnten, kam Tuchscherer Flicke der Aufforderung nicht nach. Am folgenden Tage überzeugte sich Herrenschwand, begleitet von einigen Offizieren, ob die Einwohner Kleinbasels seinen Befehl vollzogen hätten; dabei stellte er Flicke zur Rede. Dieser erwiderte, das Vaterland sei noch in keiner solchen Gefahr, daß man mit der Kleinigkeit nicht noch hätte warten können. Als ihm bedeutet wurde, wenn die Arbeit in einer halben Stunde nicht fertig sei, werde die Wache ihn abführen, antwortete er, in Basel seien die Bürger keiner solchen Despotie gewohnt, dies möge allenfalls in Bern angehen. Flicke gestand nachträglich, daß er diese Bemerkung mit starker Stimme gesprochen habe, weil er als Schweizer und Basler Bürger sich über solch gebieterisches Betragen geärgert hätte. Dürfen wir uns über sein Benehmen wundern, wenn wir vernehmen, welche Empfindlichkeit die Regierung Herrenschwand gegenüber an den Tag legte? Bürgermeister und Rat beschwerten sich, daß der Herr Oberst bisweilen Vorkehrungen treffe, ohne sie um ihre Meinung zu befragen. Altlandammann Peter Burckhardt fand, wie Staatsrat Abel Merian an Wieland schrieb, bei jeder Gelegenheit, „daß Herren-

schwand zu weit gehe und daß es mehr an der Basler Regierung liege, das Angekommene zu verfügen, gleichsam als ob der eidgenössische Kommandant unter ihren Befehlen stünde." Noch bitterer beklagten sich die Offiziere Basels, an ihrer Spitze Oberstleutnant Lichtenhahn. Dieser war zuerst Chef der in der Stadt und ihrer Umgebung liegenden Basler Kompagnien. Später wurde er vom Landammann zum Platzkommandanten ernannt. Als solcher geriet er in heftigen Konflikt mit Herrenschwand. Er beschwerte sich beim Räte, daß er gar nicht wisse, woran er sei. Er habe doch die Stellung eines Platzkommandanten erhalten, aber alle Anstalten zum Schutze der Stadt seien ohne sein Vorwissen getroffen worden. Es ist deshalb begreiflich, daß Lichtenhahn alle Maßregeln Herrenschwands mit dem scharfen Auge des Nebenbuhlers verfolgte. Als er dabei einige Versehen entdeckte, benutzte er die Gelegenheit, um in einer Beschwerdeschrift für den Fall eines Angriffes alle Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen. Aus den angeführten Beispielen geht hervor, daß die maßgebenden Basler Persönlichkeiten hauptsächlich darum über Herrenschwand erbost waren, weil sie sich von ihm zurückgesetzt fühlten. Sie bedachten nicht zur Genüge, daß die Zeit allzusehr drängte, als daß er seine Pläne umfassenden Diskussionen hätte aussetzen können. Daß sein Auftreten nicht so abstoßend gewesen ist, wie die Tradition es darzustellen pflegt, beweist das Urteil Abel Merians, der öfters im Auftrage des Rates mit ihm verhandelte. Dieser versichert zu wiederholten Malen, daß die Regierung alle Ursache habe, mit ihm zufrieden zu sein.

Während Herrenschwand sich bemühte, bei den Alliierten den Eindruck hervorzu- bringen, daß in der Schweiz die ernstliche Absicht bestehe, den Weg über den Rhein zu sperren, eilten die von der Tagatzung abgeordneten Gesandten mit der Neutralitätserklärung nach Frankfurt und Paris. Wieland und Rüttimann konnten zum voraus wissen, daß sie Napoleon willkommenen Boten sein würden. Reding hingegen und Escher gingen unfruchtbaren Verhandlungen entgegen. Zwar hatte Fürst von Schwarzenberg, welcher das Hauptheer der Verbündeten befehligte, am 2. Dezember seinen Truppen eingeschärft, die Neutralität der Schweiz zu beachten, und als die Gesandten einen Tag später im Hauptquartiere der Alliierten eintrafen, hörte man ihre Auseinandersetzungen scheinbar wohlwollend an; doch schon seit Wochen bestand bei den Verbündeten die Absicht, mit der Hauptmacht von der Schweiz aus gegen Frankreich vorzudringen. Im großen Kriegsrat zu Frankfurt war dieser Plan am 7. November entwickelt worden; seine Ausführung wurde nur hinausgeschoben durch den Widerstand des Kaisers Alexander von Rußland. Unter dem Einflusse seines einstigen Erziehers, des Waadtländers Caesar Laharpe, versuchte dieser, der schweizerischen Neutralität Achtung zu verschaffen. Er gab auch den von der Tagatzung abgeordneten Gesandten eine in diesem Sinne gehaltene Zusage. Es scheint dabei der Vorschlag geäußert worden zu sein, daß die Alliierten höchstens über die Rheinbrücke bei Basel marschieren und auf dem kürzesten Wege Frankreich erreichen sollten, ohne daß die Neutralität der Schweiz als aufgehoben gegolten hätte.

Aber Kaiser Alexander stand mit seinem Wohlwollen für die Eidgenossenschaft allein da. Hinter seinem Rücken wurde Mitte Dezember in dem nach Freiburg verlegten Hauptquartier der endgültige Entschluß gefaßt, den Rhein auf der Linie Basel-Schaffhausen zu überschreiten.

Den militärischen Operationen der Alliierten suchte die Diplomatie in der Schweiz den Weg zu ebnen. Noch während die Tagssatzung in Zürich ihre Sitzungen abhielt, waren die Abgesandten der Kaiser von Rußland und Osterreich, Graf Capo d'Istria und Ritter von Lebzelter erschienen, der letztere mit Vorschriften aus der Hand des österreichischen Ministers von Metternich versehen. Sie hatten den Auftrag, die Eidgenossenschaft zu einem gütlichen Anschluß an die Verbündeten zu bewegen. In Bern traf Graf Senfft-Pilsach ein, um mit den Altgesinnten in Verbindung zu treten. Den Absichten Metternichs kamen die Untriebe des sogenannten Waldshuterkomitees entgegen, das heißt eines hauptsächlich aus Berner Patriziern bestehenden Ausschusses, der von dem Rheinstädtchen Waldshut aus sich mit den heranrückenden Alliierten verständigte. Mit Hilfe der letzteren hofften die Altgesinnten Berns die Herrschaft über das Waadtland und den Aargau wieder herzustellen.

Seit den ersten Dezemberwochen konnten Herrenschwand und die Einwohner Basels nicht mehr im Zweifel sein, daß die Entscheidung sich mit raschen Schritten näherte. Die Vortrupps der Hauptarmee begannen sich in nächster Nähe Basels auszubreiten. Am 6. Dezember verlegte der österreichische Oberst, Graf von Mennsdorf, sein Quartier nach Lörrach. Die Basler und Glarner Kompagnien, welche in der Gegend von Pratteln, Augst und Rheinfelden Quartier bezogen, beobachteten, wie täglich am badischen Rheinufer die Kette der Vorposten verstärkt wurde. Am 13. Dezember schrieb Brigadefeldkommandant Oberst May an Herrenschwand: „Es scheint, unsere Position werde von Tag zu Tag ernsthafter, und die allmählich in großer Anzahl heranrückenden Truppen lassen ihre Absichten nicht mehr bezweifeln.“ In Grenzach beobachtete man zirka 500 Wallachen, in Wyhlen, Herthen, Tegerfelden Kaiserhusaren und Kosaken. Reiterabteilungen von 20—100 Mann ließen sich an der Brücke von Rheinfelden blicken; fast täglich wurden in diesem Städtchen die Wachtposten allarmiert. Die Folge war, daß unter den schweizerischen Soldaten eine bedenkliche Stimmung Platz griff, da ihnen angesichts der unzulänglichen Verteidigungsmittel alle Zuversicht entfiel.

Auch der Bevölkerung von Basel bemächtigte sich eine erregte und gereizte Stimmung. Dieselbe wurde noch gesteigert durch allerlei unbestimmte Gerüchte von einem geheimen Einverständnis der Berner mit den Alliierten. Täglich bemerkte man Personen, die aus dem Innern der Schweiz kamen und sich unter allerlei Vorwänden in das Lager der Verbündeten begaben. Man wußte, daß die Gefinnungsgegnen des Waldshuterkomitees im „Wildenmann“ zu Basel sich berieten. Wenn etwa ein bernischer Offizier sich äußerte, daß die Lage bedenklich sei, daß es besser wäre, wenn Herrenschwand sich

gar nicht zu verteidigen suche, da die Stadt sehr darunter leiden würde, so hieß es: „Die Berner halten es mit den Alliierten, wir sind von ihnen verkauft und verraten.“ Daß trotz alledem mitten in der allgemeinen Aufregung den Baslern der Humor nicht ganz verloren ging, beweisen jene Plakate, auf denen in Anbetracht der kommenden Dinge eine russische oder kosakische Grammatik empfohlen wurde.

Am 17. Dezember wurde endlich von den Alliierten offen eingestanden, was man längst vorausgesehen hatte. An diesem Tage meldete sich ein österreichischer Stabsoffizier bei dem Obersten von Herrenschwand und lud ihn im Auftrage des Generalquartiermeisters von Langenau ein, sich den 19. Dezember morgens um 11 Uhr auf den Vorposten von Lörrach zu einer Unterredung einzufinden. Dabei erklärte er, daß die Zusammenkunft von entscheidender Wichtigkeit sein werde, da die verbündeten Monarchen entschlossen seien, in der Schweiz einzurücken. Herrenschwand gab sogleich dem General Wattenwyl, der sein Hauptquartier in Narau aufgeschlagen hatte, von dieser Einladung Kunde. Dieser wußte wohl, daß jetzt an einen energischen Widerstand nicht mehr zu denken war. Er wies deshalb den Obersten an, sich auf die Unterredung einzulassen, indem er ihm vorschrieb, gegen die Mißachtung der schweizerischen Neutralität kräftig zu protestieren. Wenn aber der österreichische General im Namen der verbündeten Monarchen auf Zugeständnisse dringe, so sollte er erklären, daß er sich, um nicht bei der feindlichen Übermacht unnützen Widerstand zu leisten, sofort zurückziehen würde. Am Morgen des 19. Dezember begab sich Herrenschwand von seinem Adjutanten, Hauptmann Fischer, und von dem Obersten Füßli begleitet, nach Lörrach. General von Langenau eröffnete die Unterredung. Er entwickelte die militärischen Gründe, welche die Verbündeten bewogen hätten, ihren Weg durch die Schweiz zu nehmen. Dabei gab er zu verstehen, daß der Durchmarsch eigentlich eine Wohltat für die Kantone bedeute, weil die Alliierten sie von dem Joche Frankreichs befreien würden. Schließlich kündete er den Einmarsch für die kommende Nacht an. Das Ehrgefühl gebot Herrenschwand, wenigstens in Worten seiner Entrüstung über die Verletzung der Neutralität Ausdruck zu geben. Aber alle Einwände wurden zurückgewiesen. Immerhin erreichten die schweizerischen Offiziere durch dringende Vorstellungen, daß ein Aufschub von vierundzwanzig Stunden gewährt wurde, damit sie sich von General Wattenwyl noch genauere Verhaltensmaßregeln geben lassen konnten. Zu diesem Erfolge mögen auch die mit patriotischem Eifer von Hauptmann Fischer gesprochenen Worte beigetragen haben, welcher ausrief, daß im Falle einer Grenzverletzung ihnen nichts übrig bleibe, als sich nach dem Beispiele der Helden von St. Jakob bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Herrenschwand vergaß nicht auf die Gefahr hinzuweisen, die der Stadt beim Einmarsche der Alliierten von der französischen Festung Hüningen drohe, und auf die Lasten, welche ihr die großen Truppenmassen bringen würden. General von Langenau suchte seine Bedenken durch beruhigende Zusicherungen zu beseitigen.

Sobald die schweizerischen Offiziere nach Basel zurückgekehrt waren, wurde ein schriftlicher Bericht über die Unterredung verfaßt. Hauptmann von Bonstetten mußte ihn so schnell als möglich dem General Wattenwyl in Aarau überbringen. Im übrigen bewahrte Herrenschwand vorläufig das tiefste Stillschweigen. Er befürchtete wohl, daß die gereizte Stimmung der Einwohner in Unruhen sich Luft machen könnte. Auch in Rücksicht auf die von Hünningen drohende Gefahr war es ratsam, den bevorstehenden Einmarsch noch zu verheimlichen. Aber schon am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht, daß etwas Wichtiges vor sich gehe. Man sah am Vormittage des 20. Dezember den österreichischen General Bubna nach dem „weißen Hause“ reiten, wo der Divisionskommandant einlogiert war, und schloß daraus auf bedeutende Dinge. Es ging im Publikum schon die Kunde, daß Herrenschwand mit den Östreichern eine Kapitulation abgeschlossen habe. Abends um 6 Uhr erhielt der erstere von General Bubna die schriftliche Anzeige, daß er nachts mit der Vorhut der Hauptarmee über den Rhein setzen werde. Nun zögerte Herrenschwand nicht länger, der Regierung, welche er bis jetzt nur mit Andeutungen abgefertigt hatte, von dem bevorstehenden Ereignisse bestimmte Anzeige zu machen.

Die Herren Häupter beriefen unverzüglich den Kriegsrat. Um 8 Uhr war er versammelt. Zur selben Stunde traf aus dem eidgenössischen Hauptquartier der mit der größten Spannung erwartete Befehl zum Rückzuge ein. General Wattenwyl hatte nur eine Stunde Zeit gehabt, sich zu entscheiden, ob er es auf ein Blutvergießen wollte ankommen lassen oder nicht. Sogleich teilte Herrenschwand dem Kriegsrat mit, daß die schweizerischen Truppen Basel eine Stunde vor Mitternacht verlassen würden. Die Bewachung der Stadt sollte dem Basler Kontingente, das schleunig von Augst, Pratteln und Muttenz her einrücken mußte, überlassen bleiben. Unter welchen Bedingungen der eidgenössische Oberst eine Kapitulation abgeschlossen habe, war noch nicht bekannt. Man wußte nur, daß sein Adjutant Fischer nach Lörrach geritten sei, um das zu diesem Zweck aufgesetzte Schriftstück unterzeichnen zu lassen. Um elf Uhr nachts sammelten sich die schweizerischen Truppen auf dem Münsterplatze zum Abmarsch. Sie zogen unter strömendem Regen zum St. Albantor hinaus und ließen die Basler in grimmiger Stimmung zurück. Hauptsächlich gegen die Berner richtete sich der Zorn der Bürger. Bezeichnend, wenn vielleicht auch unbegründet, ist das Gerücht, man habe den Hauptmann Fischer aufgesucht, um ihn zu stäupen oder in den Rhein zu werfen. Als Oberst Herrenschwand beim Abmarsche der Truppen nicht sichtbar war, vermutete man, daß er aus Furcht sich nicht zeige. Auch die Kontingente der übrigen Kantone sollen über die Berner wütend gewesen sein; es hieß, daß die Zürcher und Solothurner sich unterwegs mit ihnen gestritten hätten. Mit dem Gefühle der Beschämung mögen die eidgenössischen Krieger Basel verlassen haben; doch konnten sie sich mit dem Gedanken trösten, daß ein Widerstand gegen die ungeheueren Massen der Alliierten von vornherein aussichtslos gewesen

wäre. Die Verantwortung für die tiefe Demütigung, welche die Eidgenossenschaft damals erlitt, dürfen wir nicht einzelnen Führern auferlegen. Der Rückzug war in erster Linie eine Folge des mangelhaften Truppenaufgebotes. Dieses wiederum war bedingt durch die Zersahrenheit und Energielosigkeit, welche die militärischen Bestrebungen in der Mediationszeit lahm legten.

Während die eidgenössischen Bataillone aus der Stadt verschwanden, harrete der Staatsrat gespannt auf die Rückkehr des Adjutanten Fischer. Er traf erst um zwei Uhr morgens ein. Die Kapitulation, die er mitbrachte, enthielt die beruhigende Zusicherung, daß die Stadt gegen Unternehmungen von Seiten der Franzosen möglichst werde geschützt werden. Die Stadttore sollten von zwei Uhr an geöffnet sein, damit die österreichischen Truppen unter dem Generalmajor Prinz von Koburg einmarschieren könnten. Bald nachdem der Staatsrat von dem Schriftstücke Kenntnis genommen hatte, verließ Herrenschwand die Stadt. Der schleunige Rückzug hat ihm bei der Basler Bevölkerung den Spitznamen „Herr Verschwand“ eingetragen. Es sind gegen den Obersten nachträglich die schwersten Anschuldigungen erhoben worden, weil die unter seinem Kommando stehenden Truppen abzogen, ehe die Alliierten kamen. Die Stadt sei auf eine in der Kriegsgeschichte unerhörte Weise verlassen worden, hieß es in dem Bericht eines angesehenen Basler Bürgers. Zehn Stunden lang war sie vom 20. auf den 21. Dezember der Rache der Besatzung von Hünningen bloßgestellt. Es kann zwar Herrenschwand nicht zum Vorwurf angerechnet werden, daß die Alliierten sich beim Einmarsche um mehrere Stunden verspäteten; andererseits aber ist nicht zu bestreiten, daß er seine Bataillone mit verdachterregender Eile verschwinden ließ.

c. Der Einmarsch der Alliierten und seine Folgen.

In banger Erwartung verbrachten die Basler die lange Dezembernacht. Unbekümmert um militärische Pünktlichkeit ließen die Östreicher stundenlang auf sich warten. Endlich morgens neun Uhr erschienen die ersten alliierten Truppen unter der Führung des Fürsten von Lichtenstein. Dieser wurde am Tore von einer Deputation des Rates begrüßt und alsdann nach dem Gasthof zu den drei Königen geleitet. Dort nahm der Fürst zusammen mit dem Prinzen von Koburg, der unterdessen auch angekommen war, das Frühstück ein. Hierauf präsentierte sich eine Abordnung des Staatsrates. Sie erhielt von den beiden hohen Herren die verbindlichsten Zusicherungen und zugleich den Bescheid, daß als kommandierender General Graf von Gyulai in Basel bleiben werde. Auch die baldige Ankunft des Fürsten von Schwarzenberg wurde angesagt. Vorläufig wandte sich dieser mit einer Proklamation an die Bewohner der Schweiz. „Ich setze mit Zuversicht voraus,“ so hieß es in dem Schriftstücke, „daß unser Eintritt in die Schweiz . . . unter allen Freunden der alten Unabhängigkeit, des alten Ruhmes und Wohlstandes,

der alten, von aller Welt geachteten und geehrten Föderativverfassung die aufrichtigste Freude verbreiten wird."

In Basel hatte damals niemand Zeit darüber nachzudenken, wem der Einmarsch der Alliierten zum besondern Vergnügen gereichen werde. Seit Jahrhunderten hatten



Parade auf dem Petersplatz.

die Mauern der Stadt keinen solchen Menschenandrang gesehen wie in jenen Tagen. Von morgens neun Uhr bis in die Nacht hinein folgten sich am 21. Dezember ununterbrochen die Kolonnen: Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Bagagewagen. Etwa 80,000 Mann zogen am ersten Tage bei Basel über den Rhein. Noch lange erzählte man, wie sich auf der Brücke die verdrossenen Mienen der todmüden und durchnästen Krieger plötzlich aufgeheitert und sich zu einem unbändigen Lachen verzogen hätten, als ihnen

der Lällenkönig seine Frage wies. Am Abend kamen drei Pulke Kosaken zum St. M-bantor herein geritten. Sie sprengten die Freiestraße hinunter und verließen die Stadt durch das Spalentor. Vor dem St. Johannotor plünderten sie ein Gut vollständig aus. Von den 80,000 Mann blieben etwa 18,000 am ersten Abend in Basel. Man kann sich vorstellen, welche Verwirrung in der ungefähr 15,000 Einwohner zählenden Stadt entstand, bis diese Menge anspruchsvoller Gäste, samt ihren Pferden, untergebracht war. Die Unmasse der Begehren, welche an die Behörden gerichtet wurden, war kaum zu bewältigen. Der Rat bestellte eine besondere Kommission, die in dringenden Fällen im Namen der Regierung zu handeln hatte. An den zwei folgenden Tagen rückten die Kolonnen der Verbündeten ungefähr in gleicher Stärke heran wie am 21. Dezember. Außer Östreichern kamen auch Bayern; diese legten sich vor die Festung Hüningen, und schon am 23. Dezember konnte man von der Rheinschanze aus sehen, wie die Besatzung einen Ausfall gegen die Bayern unternahm.

Zu gleicher Zeit wie bei Basel passierten die Alliierten den Rhein auch bei Rheinfelden, Laufenburg und Schaffhausen. Diejenigen, welche durch unsere Stadt zogen, schlugen den Weg nach dem Hauenstein, nach dem Bistum oder dem Elßaß ein, mit dem Befehl, Genf, Pontarlier, Montbéliard oder Belfort zu erreichen. Die Landschaft Basel hat unter dem Durchmarsch der ungeheueren Truppenmassen schwer gelitten. In der Nähe der Stadt wurden besonders Riehen und Pratteln durch die Einquartierung hart mitgenommen, im obern Baselbiet der Bezirk Waldburg. Eine Reihe von Ortschaften wurde am 21. Dezember vollständig überrascht. Ohne daß von Basel aus vorher berichtet werden konnte, rückten die Östreicher ein und verlangten mit Ungeßüm Quartier und Nahrung. In Waldburg erschienen am 22. Dezember 2200 Mann. Die Leute wußten nicht, wo sie Brot und Fleisch für sie hernehmen sollten. Der Gemeindepräsident war nicht imstande, die nötigen Anordnungen zu treffen, da er vor Angst und Aufregung den Kopf verloren hatte. Die gleiche Bestürzung herrschte auch in Reigoldswil, Bregwil, Diegten und Titterten. Diese Ortschaften wurden ebenfalls von einer Soldatenmenge heimgesucht, die ihre Kräfte weit überstieg, da die an der Hauensteinstraße gelegenen Dörfer nicht alle Truppen unterzubringen vermochten. Kaum konnten sie das Futter für die Tausende von Pferden herschaffen, welche die einrückenden Truppen mit sich führten. Gaben sie es nicht gutwillig her, so wurden die Scheunen aufgesprengt und die Heuschuber geplündert. Bald drohte ein solcher Mangel an Futter, daß die Bauern daran denken mußten, ihr Vieh zu schlachten. Einzelne Gemeinden erlitten schwere Verluste dadurch, daß sie bei der allgemeinen Verwirrung sich keine Gutscheine für ihre Leistungen geben ließen. So erging es z. B. dem Dorfe Pratteln. Der Präsident dieser Ortschaft berichtete am 23. Dezember nach Basel: „Obgleich wir nicht so nahe an der Landstraße sind, so haben wir doch Tag und Nacht Einquartierung. Niemals ist ein Chef dabei. Die Soldaten fordern alles mit Ungeßüm und suchen die Bürger zu drücken,

als wenn sie in Feindesland wären. Unsere Fuhrn sind beinahe alle der Armee nach. Kein Gutschein wurde ausgestellt, keine Vorschriften sind vorhanden, an die wir uns halten könnten.“ In ihrer Not wandten sich die Einwohner von Pratteln zu wiederholten Malen an den Gutsherrn von Mayenfels, Bürgermeister Peter Burckhardt, zu dem sie ein besonderes Vertrauen gefaßt hatten. Als ihnen eines Tages plötzlich von Rheinfelden her 200 Mann zugeschißt wurden, ließen sie Burckhardt sogar schon morgens vier Uhr durch einen Gilboten einen Klagebrief überreichen. Da ging dem Bürgermeister die Geduld aus; er ersuchte den Statthalter des untern Bezirks energisch Abhilfe zu schaffen. Am meisten von allen Dörfern war Riehen willkürlicher Einquartierung und Bedrückungen aller Art ausgesetzt, da sämtliche von Vörsach heranrückenden Truppen diese Ortschaft passierten. Zwei russische Batterien hausten dort derart, daß kein Mensch mehr vor ihnen sicher war. Sie stellten die unsinnigsten Anforderungen. So verlangten sie einmal, daß man ihnen im Bezirk Riehen von einem Tag auf den andern 44,000 Laibe Brot dörrte; dies zu einer Zeit, wo das Holz kaum aufzutreiben war. Mißhandlungen der Einwohner kamen täglich vor, und die Offiziere unterstützten noch die Mannschaft. Oberstleutnant Lichtenhahn schickte mehrere Basler Offiziere nach Riehen, damit sie die Bürger vor Ausschreitungen schützten. Doch ihre Befehle wurden keineswegs respektiert, und einem derselben boten die Russen sogar Stockschläge an.

Im ganzen jedoch muß zu Ehren der Alliierten zugestanden werden, daß ihre Disziplin nicht als eine schlechte bezeichnet werden darf. Nur eine kleine Zahl beging gröbere Exzesse. Hauptsächlich waren es die Kosaken, die durch Rauben und Plündern zur schrecklichsten Landplage wurden. In Basel mußte ihnen der Kreuzgang als Pferdestall überlassen werden. Von dort aus drangen sie einmal nachts in das Münster ein und stahlen, was ihnen irgendwie dienlich war. In der Umgebung der Stadt zerstörten und trugen sie alles weg, was sie als Brennmaterial brauchen konnten: Gartenzäune Fenster- und Türgestelle. Bei der Ausplünderung der vor den Toren gelegenen Gärten zeichneten sich auch die Bayern aus, welche Hünningen belagerten. Mehrere Basler Handelsleute erlitten dadurch Schaden, daß Fuhrwerke, die mit Waren beladen auf der Landstraße standen, als Beute in die Hände der vorbeiziehenden Soldaten fielen. In der Stadt selbst kam es vor, daß Husaren von Güterwagen, die hinter dem Kaufhause aufgestellt waren, die Decken und das Stroh herunterrissen, so daß der Inhalt offen dalag; dabei mag allerlei verschwunden sein. Es soll bei diesem Anlasse nicht unerwähnt bleiben, daß andererseits das Benehmen einzelner Bürger gegenüber den einquartierten Truppen auch nicht immer durchaus redlich war. Ein Basler Müller, der den Russen zehn Zentner Mehl liefern mußte, ließ sich ungenaues Gewicht zu Schulden kommen. Die Säcke wurden aber im Klingental in Gegenwart eines russischen Kommissärs nachgewogen, und das Geschäft endigte damit, daß er von Kosaken aus dem Magazine mit Fäusten hinausgestoßen wurde.

Noch drückender als die Cinquartierung lastete auf Stadt und Kanton Basel die Verpflegung der ungeheueren Truppenmassen. Der k. k. Oberverpflegungsverwalter von Donau fand sich schon am 22. Dezember in der Sitzung des Staatsrates ein, um sich mit ihm über die Größe der Mundportionen zu verständigen, welche in Basel und Liestal für die Durchmarschierenden sollten bereit gehalten werden. Auch die Fouragerationen für die Pferde wurden genau festgesetzt. Außerdem verlangte der österreichische Generalfeldmarschall Prohaska, daß man in Basel ein Reservemagazin mit 20,000 Portionen für die Mannschaft und 16,000 für die Pferde errichtete. In Liestal sollte ein halb so großes Quantum zur Verfügung stehen. Ein Reglement des Generals Wrede bestimmte, was für eine Verpflegung die Cinquartierten beanspruchen durften. Den Divisionskommandanten, Brigadegeneralen und Obersten mußte man ein Mittagessen vorsetzen, das aus Suppe, Rindfleisch, Gemüse, Ragout, Mehlspeise, Braten, Salat und Dessert samt einer Maß Wein bestehen sollte; dabei hatten die genannten Offiziere je nach ihrem Range auf zwölf, sechs oder vier Gedecke Anspruch. Die niederen Offiziere mußten sich mit einem bescheidenen Speisezettel begnügen. Die Gemeinen schließlich erhielten des Morgens Branntwein oder einen Schoppen Wein nebst einem halben Pfund Brot; des Mittags Suppe, Zugemüse und ein halbes Pfund Fleisch, dazu ebensoviel Brot, Wein oder Bier wie am Morgen; des Abends gabs keine Suppe, im übrigen aber das gleiche wie am Mittag.

Man kann sich vorstellen, in welche Bedrängnis Basel durch alle diese Zumutungen geriet. Doch vergebens machte der Staatsrat darauf aufmerksam, daß ein Kanton, der sich nur sechs Stunden in die Länge und zwei in die Breite erstreckte, unmöglich aus seinem Gebiete die geforderten Lebensmittel ziehen könne. In den deutschen und französischen Grenzgebieten war auch nicht viel zu holen, und die benachbarten Kantone hinderten mehrfach die Ausfuhr. Die Folge war denn auch, daß schon Anfang Januar einige Gemeinden der Landschaft sich nicht mehr durch eigene Mittel aus ihrer Erschöpfung aufzuheben vermochten. Um für die zahlreichen Pferde an Heu und Hafer herbeizuschaffen, was überhaupt aufzutreiben war, mußten die Statthalter von allen Einwohnern des ihnen unterstellten Bezirkes genaue Angaben über ihren Futterbestand verlangen. Begreiflicherweise rückte mancher Bauer nur langsam und widerwillig mit dem Bericht heraus; viele schilderten dabei ihre Lage in den kläglichsten Farben. So meldete Ratsherr Martin von Bubendorf, der als vermöglicher Mann galt: „Wenn es auf diese Weise geht, kann ich das Vieh abschaffen. Ich habe schon abgeschafft und will solches noch hergeben, wenn ich über mein Eigentum nicht mehr zu reden habe.“ Mancher Pferdebesitzer ließ übrigens seine Tiere damals gerne auf irgend eine Weise verschwinden, denn er mußte sie doch den Alliierten für den Transport von Vorräten, von Kranken und Verwundeten zur Verfügung stellen. Man tröstete die Eigentümer, in zwei Tagen würden sie ihre Pferde wieder erhalten. Doch oft kamen sie erst nach acht bis vierzehn

Tagen, beinahe zu Grunde gerichtet oder auch gar nicht mehr zurück. Es geschah auch, daß die Pferde weggenommen und die Fuhrleute fortgejagt wurden. Als ein russischer Großfürst von Riechen verreiste, nahm er dreizehn Gespanne mit bis weit nach Frankreich hinein. Es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß auch in der Stadt viele Leute, die sich früher Luxus Pferde gehalten hatten, auf einmal behaupteten, sie hätten die Pferde beseitigt oder die Tiere seien untauglich geworden. In besondere Verlegenheit gerieten die Basler Behörden, als die Alliierten Pferde und Wagen für eine Militärpost verlangten. Schließlich übernahm der Storchenvirt, Ratsherr Singeisen, den ganzen Dienst. Es wurden ihm hohe Entschädigungen dafür ausbezahlt. Doch muß man dabei bedenken, daß sein Eigentum bei der allgemeinen Unsicherheit, die während des Durchmarsches der Alliierten auf den Landstraßen herrschte, stets gefährdet war. Einem Kurier, der einen Ritt nach Blozheim auszuführen hatte, wurde das Pferd gestohlen, während er sich seines Auftrages entledigte.

Außer dem Herbeischaffen von Nahrungs- und Transportmitteln war es der gewaltige Holzverbrauch, welcher die größten Schwierigkeiten bereitete. Während der strengsten Wintertage mußten für die Alliierten von der Stadt Basel täglich dreißig und zwanzig Klafter geliefert werden. Die Wachtposten vor den Toren der großen Stadt brauchten allein schon jeden Tag fünf bis sechs Klafter. Erhielten sie nicht genügend Holz, so plünderten sie Häuser und Scheunen. Der Mangel an Brennmaterial bewirkte, daß von den Landeuten der Holzfrevel von neuem so ungeniert wie zur Revolutionszeit betrieben wurde. Eine noch größere Zahl von Klaftern als die Wachtfeuer verschlangen die Öfen der Militärspitäler.

Zur Aufnahme kranker Soldaten waren nämlich der markgräfliche Hof und die Kaserne im Klingental, für die erkrankten Offiziere der kleine Kirchgarten eingerichtet worden. Die Insassen dieser Spitäler haben dem Kanton Basel einen noch schlimmeren Gast als Mangel und Not, das „Nervenfieber“ gebracht. In der Stadt griff diese Krankheit rasch um sich. Auch die Landschaft blieb nicht verschont. In Pratteln wurden viele Haushaltungen angesteckt, da die Einwohner dieses Dorfes täglich Marode nach Beuggen und Säckingen transportieren mußten. Im Bezirk Waldenburg behandelte ein Arzt zu gleicher Zeit vierundsechzig Nervenfieberkranke.

Überblicken wir noch einmal die zahlreichen Begehren, die seit dem 21. Dezember an die Behörden gestellt wurden, so müssen wir die Männer bewundern, welche, bestürmt von Anforderungen, die ruhige Überlegung und den Mut nicht verloren haben. Zu gleicher Zeit sollten sie für 18 000 Mann Quartier schaffen, eine für den kleinen Kanton unerschwingliche Menge von Mundvorrat und Fourage aufreiben, Wagen und Pferde stellen, Vorräte an Kleidungsstücken und Schuhen sammeln, für mehr als 1000 Kranke Betten herrichten, und dies bisweilen unter heftigen Klagen der durch die Lasten betroffenen Bürger. Dazu besorgte man, wie die Regierung an den Landammann Reinhard

schrieb, daß zu dem von außen her über das Land hereingebrochenem Sturme sich auch die schrecklichen Folgen der innern Unruhen gesellen möchten. Daß in der Landschaft Basel gleich nach dem Einmarsche der Alliierten sich hie und da die Ansicht verbreitete, daß man nun nach Belieben schalten und walten könne, da es zu Ende sei mit der Mediationsverfassung, beweist folgender Bericht des Statthalters von Waldburg: „Der Gemeinderat Heinrich Grauwiler von Eptingen sagte zum Unterförster, es gebe nun eine andere Regierung, er solle nur zu Hause bleiben, das Gabholz wollten sie nun selbst besichtigen. In Reigoldswil haben unter ähnlichen Äußerungen die zwei abgegangenen Nebenzäpfer ihre Wirtschaften wiederum zu betreiben angefangen. In Diegten hat ein Mann, dem als einem übeln Haushalter das Jagen obrigkeitlich verboten worden, solches ungeschert wieder betrieben unter dem Bedeuten, daß ihm nun niemand nichts zu befehlen habe; sogar einige Großräte sollen sich spöttisch dahin geäußert haben, als wenn das Statthalterverhör nicht mehr existiere.“

Angeichts der Drangsale, welche die Cinquartierung für Stadt und Land brachte, beging man den Neujahrstag 1814 in gedrückter Stimmung. „Niemand denkt an festliche Vergnügungen,“ schrieb eine Baslerin in ihr Tagebuch, „in den meisten Häusern werden nicht einmal die Familieneffen sein; man hat der fremden Gäste genug, so daß man die Seinigen nicht herbeiruft; auch muß man jeden Augenblick fürchten, neue Gäste zu bekommen.“ Seit Anfang Januar rückten neben den Östreichern auch Russen und Preußen, deren man bis jetzt in Basel nur wenig gesehen hatte, in größerer Zahl ein, so daß es von Uniformen aller Art in der Stadt wimmelte. Das bewegte Leben jener Tage schildert ein Augenzeuge, Magister Munzinger, in seiner Chronik mit folgenden Worten: „Nunmehr glich Basel vollkommen einer belagerten Stadt; die Straßen waren immer dicht mit Soldaten besetzt; das ging immer auf und zu mit Ein- und Abmarschieren, Aus- und Cinquartieren von Leuten mit allen Farben und von allen Nationen, preußischen, österreichischen und russischen Untertanen von allen Kreuzrecken und Enden, deren Sprache kein Mensch verstand.“

Doch die Hauptsache kam erst noch. Am 5. Januar erschienen zwei Offiziere von Freiburg her, um für den Kaiser Franz von Östreich Quartier zu suchen. Ratsherr Peter Bischer erklärte sich bereit, den hohen Gast aufzunehmen. Mittwoch den 12. Januar langte der Kaiser, als erster von den verbündeten Monarchen, in einem mit sechs Schimmeln bespannten Wagen in Basel an und stieg im „blauen Hause“ ab. Peter Bischer hat in seinem Tagebuch den Besuch eingehend geschildert. Unter dem 12. Januar lesen wir: „Als ich erfuhr, daß Seine Majestät ganz nahe sei und wirklich schon im Gatternhof einfuhr, begab ich mich die jede Stunde wieder frisch überschneite steinerne Treppe linker Hand eilends hinunter, um Seine Majestät beim Aussteigen zu empfangen und zu komplementieren. Ich sagte ihnen unter anderem, die größte Ehre, die mir hätte widerfahren können, wäre den allerhöchsten und gütigsten Monarchen in meinem Hause

zu beherbergen und empfahl mich in seine hohe Huld und Gewogenheit. Ich begleitete ihn in den obern Saal auf dem zweiten Stock und in sein Schlafzimmer rechts daneben. Er fand alles nur zu schön und sagte mir ein paar Mal: „Ich verursache Ihnen viel Embarras“; auch die Aussicht über den Rhein gefiel ihnen sehr wohl.“ Bald nachdem Franz angekommen war, erschien eine Abordnung des Stadtrates. Der Präsident Von der Mühl entschuldigte sich, daß die Glocken während der Fahrt des Kaisers durch die Stadt nicht seien geläutet worden; man habe ihn erst später erwartet. Die von den Behörden angeordnete Begrüßung scheint allerdings nicht sonderlich geglückt zu sein. Kavallerie ritt dem Kaiser entgegen, traf ihn aber nicht. Als er durch die Straßen fuhr, war das Militär, welches Spalier bildete, noch nicht auf seine Ankunft gefaßt und stand deshalb nicht in Ordnung. Die Musik kam auch zu spät; sie spielte ihr Stück in der Martinsgasse erst, als Franz schon im Hofe des blauen Hauses eingefahren war.

Außer Franz wurden etwa noch dreißig Personen seines Gefolges und seiner Dienerschaft im blauen Hause einquartiert; so sein Obersthofkämmerer und sein Kabinetsekretär, mehrere Kabinettsboten, Kammerdiener und Köche. Die Noblegarde fand in den benachbarten Häusern Unterkunft, ebenso die fremden Gesandten, welche im Hauptquartier des Kaisers den Feldzug mitmachten. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürst von Metternich, logierte im „weißen Hause“.

Am folgenden Tage ritt Franz den mit tiefem Schnee bedeckten Rheinsprung hinunter, über die Rheinbrücke und zum Riehentor hinaus dem Kaiser Alexander von Rußland und dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen entgegen. Die Basler waren hauptsächlich auf die russische Garde gespannt. „Wer die russische Garde nicht gesehen hat, hat nichts gesehen!“ hieß es damals. Sie sahen sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht, als die prächtigen Regimenter heranrückten. Es waren außerlesene, große Leute auf vortrefflichen Pferden, die reihenweise von der gleichen Höhe und Farbe waren. „Alles glänzte, Kleidung, Rüstung und die goldenen Schilder auf den Rappen.“ An die Russen schlossen sich die Preußen an, ebenfalls schönengewachsene Leute. Dann kamen die Kosaken, blau und rot gekleidet. Peter Vischer berichtet, daß die Russen laut jauchzten, als sie im Schnellschritte über die Rheinbrücke marschierten. „Es tönte die Luft von ihrem freudehohen Hurrahruf, und sie waren voller Sehnsucht, ihren Fuß auf das französische Gebiet zu setzen, indem sie sagten, das verbrannte Moskau müsse wieder in Paris aufgebaut werden.“ Die drei Monarchen hielten nach zwölf Uhr unter dem Geläute der Glocken ihren feierlichen Einzug. Sie begaben sich zuerst nach dem blauen Hause und verweilten kurze Zeit in dem Zimmer des Kaisers Franz. Dann ritten sie über den Münsterplatz, die Freiestraße hinunter nach dem Segerhof am Blumenrain, wo Kaiser Alexander sein Quartier aufschlagen sollte. Von dort verfügten sie sich nach dem Petersplatz und ließen die prächtigen Gardetruppen, etwa 30 000 an der Zahl, in dreißig Mann hohen Gliedern defilieren. Nach dem militärischen Schauspiele war große Tafel



Kojaken in der Umgebung von Hüningen.

beim österreichischen Kaiser im obern Gemäldeaal des blauen Hauses. Peter Vischer rühmt, daß ein solches Gastmahl noch in wenig Hauptstädten zu sehen gewesen sei. In der Mitte saß Kaiser Franz, zu seiner Rechten Alexander, dann folgten der Kronprinz von Preußen, der Prinz von Koburg, Fürst von Metternich u. a. An der linken Seite des Kaisers Franz befand sich der König von Preußen, neben diesem der Großfürst Konstantin. Im ganzen waren zwanzig bis dreißig Personen an die kaiserliche Tafel geladen worden.

Kaiser Franz verweilte zehn Tage in Basel. Während dieser Zeit ging er zweimal zu Fuß aus, um die Sehenswürdigkeiten Basels zu besichtigen; dabei war er nur von seinem Obersthofkämmerer und von Peter Vischer begleitet. Das erste Mal besuchten sie zuerst das Augustinerkloster, dann die „Mücke“, wo damals Bibliothek und Kunstsammlung untergebracht waren, und das Münster. Unterwegs trafen sie den König von Preußen, der im „deutschen Hause“ an der Rittergasse logierte. Vom Münster aus begaben sie sich in den Konzilsaal und in den Kreuzgang. Dieser war derart mit Pferden vollgepfropft, daß man mit Vorsicht sich hindurchwinden mußte. Franz wünschte auch die Imhoffsche Papierfabrik im „Albanloch“ zu sehen. So stiegen sie denn den Berg hinunter, der so glatt war, daß Vischer den Kaiser am Arme führen mußte. In der Fabrik ließen sie sich alle Räume zeigen, und Franz stellte an den Besitzer zahlreiche Fragen. Das zweite Mal gingen sie in den Seidenhof, um die Statue König Rudolfs von Habsburg zu sehen; ferner in den Doctorgarten, das heißt in den am Petersgraben gelegenen botanischen Garten. Alsdann widmete der Kaiser dem sächsischen Kunstkabinett auf dem Petersplatz seine Aufmerksamkeit. Der zweite Ausgang schloß mit einer Besichtigung des Zeughauses. Franz war von dem vorhandenen kleinen Geschütze nicht befriedigt. Gerne hätte er einige Vierundzwanzigpfünder vorgefunden, um sie gegen Hüningen zu verwenden.

Der Kaiser wollte auch dem von Kunstmaler Woher angefertigten Panorama der Stadt Thun einen Besuch abstatuen, aber die vielen Audienzen, die er erteilen mußte, hinderten ihn daran. Unter den zahlreichen Abgeordneten, die sich ihm vorstellten, sei nur die schweizerische Deputation erwähnt, an deren Spitze Altlandammann Reinhard von Zürich stand. Franz zog die Abordnung zur Tafel; auch Peter Burckhardt hatte die Ehre, an der Seite des Kaisers sich niederlassen zu dürfen. Sonntag den 16. Januar besuchten sich die Monarchen gegenseitig. Nach der Messe ging der österreichische Kaiser den aufgefrorenen und kotigen Rheinsprung hinunter zu Alexander, der am Morgen im Seidenhof mit Gesang von sechs russischen Sängern griechischen Gottesdienst gefeiert hatte. Als Franz nach dem blauen Hause zurückgekehrt war, erschien der Kaiser von Rußland auf einem flinken und schönen Braunen, um einen Gegenbesuch abzustatten. „Den liebenswürdigen Alexander auf diesem prächtigen Pferde zu sehen und wie artig er hinaufblickte und salutierte, gewährte ein wahres Vergnügen.“ Am gleichen Tage

stellte Peter Vischer seinem Gaste Söhne und Töchter vor. „Der gute Herr trat aus seinem Kabinettchen und war ganz huldreich, er schien gar nicht auf Etikette zu achten.“ Franz machte überhaupt den Baslern den Eindruck eines außerordentlich wohlwollenden Menschen. Der älteste Sohn Vischers schreibt über ihn: „Dieser Kaiser ist von allen seinen Leuten angebetet; er ist der leutseligste und sanfteste Herr, und wären alle Monarchen wie er, so wäre die Welt glücklich und im Frieden.“

Es ist von großem Interesse, mit diesen Worten das treffliche Urtheil zu vergleichen, das ein Schwiegersohn Vischers, der Schriftsteller und Künstler David Heß in Zürich, über Franz gefällt hat. Auch er betont in erster Linie die Leutseligkeit des Kaisers, dringt aber noch tiefer in den Charakter desselben ein. In einem seiner Briefe heißt es: „Der Monarch muß als Mensch alle Menschen ansprechen, denn die gute und innere Freundlichkeit leuchtet ihm aus den Augen. . . . Allein seine Kaiserrolle scheint ihn überall mit einer gewissen Befangenheit zu drücken, die ihn auch selbst unter uns Spießbürgern nicht verließ. In Haltung, wörtlicher Äußerung und Gebärde erscheint er nie als Selbstherrscher, und ich konnte auch nicht erwehren zu denken, wie ihm darum der satanische Bonaparte überlegen war. Sein Bruder Johann, der ihm so sehr gleicht, hat ungleich mehr Kraft und Bedeutung in seinen Zügen.“

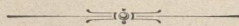
Besondere Freude empfand der Quartiergeber, als er den Kaiser in den zahlreichen Räumen seines Hauses herumführen und ihm seine hervorragenden Kunstschätze zeigen durfte. Sie stiegen zusammen bis in das Kamin, d. h. eine Art von Aussichtsturm hinauf, von wo aus Franz längere Zeit durch ein Teleskop Hünningen beobachtete. Bei diesem Rundgang erzählte Peter Vischer, wie er auf der Heubühne eine „Optik“, eine Zauberlaterne, Marionetten und dergleichen liegen habe. Derartige Dinge bildeten in jenen Jahren einen beliebten Zeitverreib. Der Kaiser wünschte sie in einer Vorstellung verwendet zu sehen. Als alles zu einer solchen vorbereitet war, erschien er mit einigen Begleitern. Die Optik gefiel ihm. Es wurden mehrere Bilder gezeigt, „und als ein Stück beleuchtet war, das für eine Schweizer Gegend konnte angesehen werden, stellte sich Jungfrau Haas dahinter und war so gefällig, den Ruhreigen zu singen.“ Franz bezeugte großes Vergnügen an der Melodie. Das Marionettenspiel, das man alsdann vorführte, wollte zwar nicht glücken, da der Sprechende den Text viel zu schnell herunterlas; dennoch versicherte der Kaiser, bevor er sich entfernte, daß er sich gut unterhalten habe.

So gewann er während der zehn Tage, welche er im blauen Hause zubrachte, durch sein leutseliges Wesen die Herzen aller, die mit ihm in Berührung kamen. Am Abend vor seiner Abreise ließ er Peter Vischer einen prächtigen, mit Diamanten besetzten Ring überreichen. Beim Abschiede dankte er ihm für die gute Bewirtung und versicherte, daß er von Wien aus es nirgends so gut getroffen habe. Er sei gesinnt, wieder über Basel zurückzukehren und bei ihm zu logieren. Am 22. Januar, morgens 7 Uhr, verließ Franz das blaue Haus. Sein Wagen fuhr durch das Spalentor hinaus nach dem

französischen Boden, den beiden Monarchen nach, die Basel schon mehrere Tage früher verlassen hatten.

Während das Hauptquartier der verbündeten Majestäten gegen das Plateau von Langres vorrückte, das in dem Feldzugsplane des österreichischen Generalstabes als Schlüsselpunkt für die in Frankreich vorzunehmenden kriegerischen Operationen bezeichnet wurde, sah sich Basel, wie die übrigen Kantone auch, vor eine tiefgreifende, durch den Einmarsch der Alliierten bedingte Entscheidung gestellt. Vier Tage, nachdem Kaiser Franz die Stadt verlassen hatte, schlug der Staatsrat dem kleinen Räte vor, auf eine Revision der Kantonalverfassung einzutreten, „da dieselbe auf die Mediationsakte gegründet sei, die allgemein als aufgehoben angesehen werde.“ Unter dem Drucke der verbündeten Armeen war am 29. Dezember 1813 das Werk Napoleons in aller Eile zu Grabe getragen worden. Die Abgeordneten von zehn Kantonen erklärten an diesem Tage zu Zürich, daß nach den von außen her und im Innern der Schweiz vorgefallenen Ereignissen die Bundesverfassung von 1803 keinen Bestand mehr haben könne. Basel stimmte ohne weiteres diesem Beschlusse bei. Über den Gang der Verhandlungen zu Zürich berichtete Oberst Stehlin vor dem Räte. Er war es, der dringend anriet, die neue Verfassung unter Dach zu bringen, bevor der Einfluß der fremden Mächte sich bei dem Entwurf einer solchen eindrängte.

Ehe man sich dessen recht versah, ist also der Mediation ein Ende bereitet worden. Verschwunden war mit einem Schlage die Abhängigkeit von Frankreich, das napoleonische System mit seiner Kontinentalsperre und dem Menschentribut, der für die zahlreichen Kriegszüge den Kantonen abgepreßt wurde. Aber leider konnte man der Befreiung nicht froh werden. Allzu schwer lastete auf der Schweiz die Gegenwart der Alliierten, so daß vielen das Bewußtsein von der Wichtigkeit des Geschehenen gar nicht kam. Die Altgefinnten allein erhoben freudig ihr Haupt, da sie die seit 1798 verlorenen Herrschaftsrechte wieder zu erlangen hofften. Es gehört nicht mehr in den Rahmen dieses Neujahrsblattes, von den maßlosen Begehren dieser Partei und von der rückläufigen Bewegung zu sprechen, die unter der Vormundschaft der Verbündeten nun ihren Anfang nahm. Es soll zum Schlusse nur betont werden, daß es ein großes Verdienst der Zeit von 1803 bis 1813 ist, jene Elemente, an denen die Revolution spurlos, ohne ihren politischen Gesichtskreis zu erweitern, vorbeiging, in den Hintergrund gedrängt zu haben, bis die Reaktion nicht mehr aufzuhalten war. Dieses Verdienst dürfen wir um so weniger vergessen, als der Mediation Rühmenswertes nur in bescheidenem Maße nachgesagt werden kann. Kargen Beifall spendet die Nachwelt dieser Periode der Schweizergeschichte, denn wer sich zu ihrem Lobredner aufwerfen wollte, würde in die gleiche Unwahrheit verfallen wie jene Landammänner, die zu einer Zeit, da die Selbständigkeit der Schweiz eigentlich nur noch dem Namen nach existierte, auf der Tagsatzung den Freiheitsfuss und die Unabhängigkeit der Schweiz priesen.



- *XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft, 1349—1400.
 *XXXIX. 1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel.
 *XL. 1862. (Hagenbach, R. R.) Das Basler Concil. 1431—1448.
 XLI. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität.
 Anfänge der Buchdruckerkunst.
 *XLII. 1864. (Burtorf, R.) Basel im Burgunderkriege.
 *XLIII. 1865. (Vischer, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
 *XLIV. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
 *XLV. 1867. (Burtorf, R.) Die Theilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
 *XLVI. 1868. (Hagenbach, R. R.) Johann Decolampad und die Reformation in Basel.

3. Erzählungen und Darstellungen in bunter Reihenfolge.

- *XLVII. 1869. (Meisner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.
 *XLVIII. 1870. (Wieland, Carl.) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799.
 *XLIX. 1871. (Wieland, Carl.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 *L. 1872. (Vischer, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechszehnten Jahrhundert.
 *LI. 1873. (Vischer, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
 LII. 1874. (Geyne, M.) Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
 LIII. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
 *LIV. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Cantons Basel im Jahre 1798.
 *LV. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik. 1798—1803.
 *LVI. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit. 1803—1815.
 *LVII. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons I. 1803—1814.
 *LVIII. 1880. (Burckhardt, Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Theil.
 *LIX. 1881. (Burckhardt, Albert.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 *LX. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jakob an der Aare.
 LXI. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Oestreich. 1445—1449.
 LXII. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
 LXIII. 1885. (Boos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
 *LXIV. 1886. (Burckhardt, Achilles.) Hans Holbein.
 LXV. 1887. (Burckhardt-Wiedemann, Th.) Helvetien unter den Römern.
 LXVI. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
 LXVII. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
 LXVIII. 1890. (Burckhardt, Albert.) Die Schweiz unter den falschen Kaisern.
 LXIX. 1891. (Bernoulli, August.) Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.
 LXX. 1892. (Thommen, Rudolf.) Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291—1332.
 LXXI. 1893. (Wackernagel, Rudolf.) Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.
 LXXII. 1894. (Fäh, Franz.) Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. (Zur Säcular-erinnerung.) Erster Theil.
 LXXIII. 1895. (Fäh, Franz.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 LXXIV. 1896. (Socin, Adolf.) Basler Mundart und Basler Dichter.
 LXXV. 1897. (Huber, August.) Die Refugianten in Basel.
 LXXVI. 1898. (Bernoulli, August.) Basels Antheil am Burgunderkriege. Erster Theil.
 LXXVII. 1899. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 LXXVIII. 1900. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Theil.
 LXXIX. 1901. (Burckhardt, Paul.) Basels Eintritt in den Schweizerbund. 1501.
 LXXX. 1902. (Holzsch, Ferdinand.) Die Basler in den Hugenottenkriegen.
 LXXXI. 1903. (Buser, Hans.) Basel während der ersten Jahre der Mediation. 1803—1806.

Frühere Jahrgänge der Neujahtsblätter sind, soweit dieselben noch vorhanden, zu beziehen in **Helbing & Lichtenhahn**, vorm. Reich-Deitloff, Buchhandlung, Freiestraße Nr. 40.